MASTER
NEGATIVE
NO. 91-80062-6

AUTHOR:

FRENZEL, HEINRICH

TITLE:

GOETHE UNSER FUHRER

PLACE:

BERLIN-LICHTERFELDE

DATE:

[1920]

Master Negative #

91-80062-6

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

GB
F88

Frenzel, Heinrich,
Goethe unser führer, durch die zeit der schweren not, von dr. Heinrich Frenzel. 2. stark verm. aufl. Berlin-Lichterfelde, Deutsche freiheit G. m. b. H., [1920]
100 p. 24½ cm.

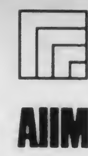
118527

F 4-3-48

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 12X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 8/15/91 INITIALS G.G.
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

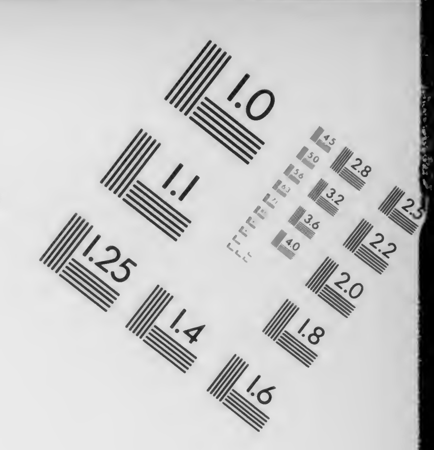


AIIM

Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

301/587-8202



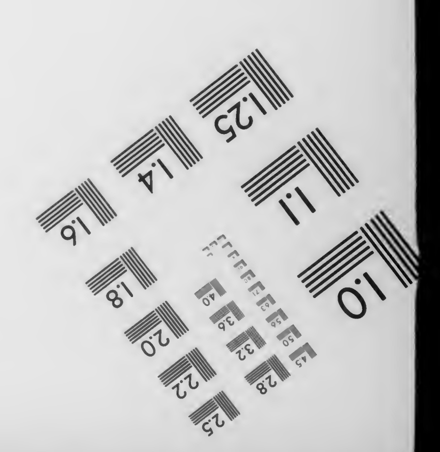
Centimeter

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm

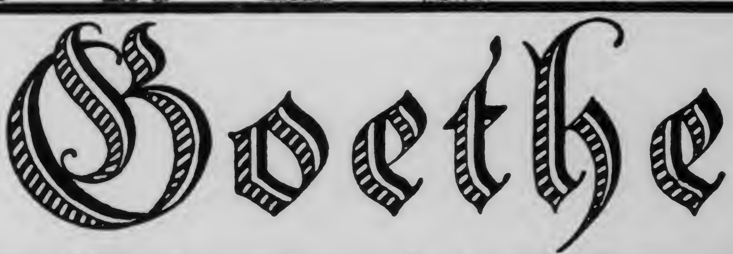
1 2 3 4 5

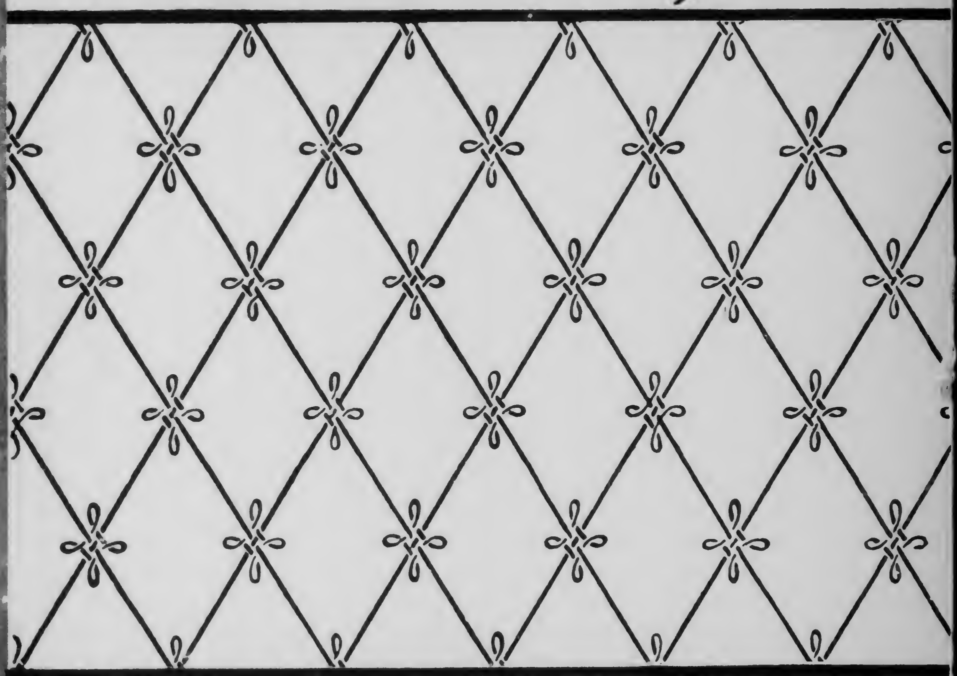
Inches

1.0 1.1 1.25 1.4 1.6 1.8 2.0 2.2 2.5 2.8 3.2 3.6 4.0 4.5 5.0



MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.





unser Führer
durch die Zeit der schweren Not.
Von Dr. Heinrich Frenzel



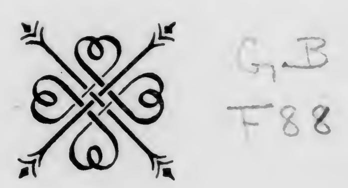
unser Führer durch die Zeit der schweren Not

von Dr. Heinrich Frenzel

Zweite, stark vermehrte Auflage

Deutsche Freiheit G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde

Inhalt



Vorwort

> In Tagen großen Unglücks bleiben uns die Geisteswerke unseres Volkes der letzte Trost und die Feuerzeichen der Hoffnung.
>
> Wilhelm Heinrich Riehl

Am 5. September 1919, eine Woche nach Goethes 170jährigem Geburtstage, hielt ich auf Wunsch meiner Freunde im Künstlerhause zu Berlin einen Vortrag über „Goethe und die Revolution". Ich veröffentliche ihn jetzt in erweiterter Fassung. Möge das Wort des besten und edelsten, des weisesten und klügsten aller Deutschen von vielen Volksgenossen gehört und beherzigt werden! Auf Goethe zurückgehen heißt fortschreiten. Er ist heute zeitgemäßer als alle Lebenden. Auf jede Frage, die uns drückt, spendet er uns die ins Schwarze treffende Antwort, für jedes Rätsel die einleuchtende Lösung. Als Stichprobe das Nächstliegende! Was fehlt uns seit einem Menschenalter, was brauchen wir, damit das nächste Menschenalter uns wiedergebe, was unser gutes Recht ist? Goethe sagt: „Das größte Bedürfnis eines Staates ist das einer mutigen Obrigkeit."

Nikolassee bei Berlin

Dr. Heinrich Frenzel

1. Goethe unser Führer!

Besiegt sind wir. Der Kampf mit den Waffen ist geschlossen. Es erhebt sich, so wir es wünschen, der neue Kampf der Grundsätze, der Sitten und des Charakters.
Johann Gottlieb Fichte.

Man hat die Lage, in der wir uns heute befinden, mit Recht verglichen mit der Lage der Karthager nach dem zweiten Punischen Kriege. Indes, der Vergleich stimmt glücklicherweise in einer Hinsicht jedenfalls nicht. Im Jahre 201 v. Chr. war Karthago zwar noch nicht tot, aber dennoch endgültig abgetan. Denn es fehlte ihm die sittlich-geistige, die innere Kraft, die allein einen Wiederaufbau, eine Neubelebung der Widerstandsfähigkeit niedergebrochener Völker ermöglicht. Es gab in Karthago, der punischen, der semitischen Handelsstadt, keine Dichtung, keine selbständige Kunst, keine Geistesarbeit. Darum war der dritte Punische Krieg nur ein letztes, kurzes Aufflackern vor dem Tode. Wenn Deutschland wirklich eines Tages militärisch, politisch, wirtschaftlich endgültig zu Grabe ginge, dann würde das Licht deutschen Geistes noch über die Jahrtausende leuchten. Die Feinde nehmen uns heute alles, was sie uns nehmen können, aber unser Bestes, die unermeßlichen Reichtümer deutschen Geistes- und Gemütslebens, können sie uns nicht nehmen. Hier liegen die starken Wurzeln unserer Kraft, die so tief hinabreichen zu den ewigen Lebensquellen, daß sie uns die Unzerstörbarkeit unseres Volkstums, die Wiederaufrichtung unseres Vaterlandes verbürgen — allen äußeren und inneren Feinden, allen Erdrosselungsversuchen zum Trotz! . . . Die größten Geister Englands, Frankreichs, Amerikas, Rußlands haben immer wieder anerkennen

müssen, daß sie mit ihrer geistigen Arbeit auf den Schultern der Deutschen stehen. Die Besten unter ihnen, z. B. der Schotte Carlyle, der Franzose Taine, der Amerikaner Emerson, der Russe Turgenjew, haben zugegeben, daß unserm Goethe eine auch nur annähernd ebenbürtige Geistesgröße von keinem der mit uns im Wettbewerb stehenden Kulturvölker gegenübergestellt werden kann. So liegt der Gedanke wohl nahe, gerade jetzt auf unsern eigensten Besitz zurückzugreifen, das Schicksal, das uns beschieden ist, die schwere Not, in der wir uns befinden, zu betrachten, indem wir uns der Führung Goethes anvertrauen. Wir werden hierbei reichen Gewinn davontragen. Denn wenn man sich unter irgendeinem Gesichtspunkte in Goethisches Denken vertieft, so wird man immer aufs Neue erschüttert von dem ungeheuren Ausdruck einer Geistesfülle, die sich über alles menschliche Wesen und weit darüber hinaus erstreckt.

Dringend notwendig ist nebenbei die Beleuchtung der Stellung Goethes zu den großen Fragen unserer Zeit gegenüber gewissen Falschmünzern. Es gibt heute leider genug Leute in Deutschland, die suchen, was sie unseren großen Deutschen etwa Undeutsches nachsagen können, um darauf ihre eigenen deutschfeindlichen, volksverräterischen Bestrebungen zu stützen. Ich hörte unlängst im Herrenhause zu Berlin in einer zur Köderung der Offiziere für die rote Partei unter falscher Flagge veranstalteten Versammlung einen sozialdemokratischen Dutzendredner, der die Stirn hatte, unter vielen anderen auch Goethe für die Sozialdemokratie, für den Internationalismus usw. in Anspruch zu nehmen. Einige Umstände in Goethes Leben, sein Verhalten im Freiheitskriege beispielsweise, geben einen wenigstens scheinbaren Anhalt für solche Darstellungen. Umsomehr lohnt es sich, der Frage nachzugehen. Die Vernunft gebietet uns, den durch reichste Erfahrungen und schärfste Beobachtung der Menschen *gereiften, abgeklärten* Goethe zum Führer zu wählen, der über den jungen Goethe des Sturmes und Dranges weit hinausgewachsen war. Er spricht selbst mit aller Offenheit über die Irrtümer seiner Frühzeit:

Tolle Zeiten hab ich erlebt und hab nicht ermangelt,
selbst auch töricht zu sein, wie es die Zeit mir gebot.

Damit ist der wohlfeile Einwand, man könne aus Goethischen Aussprüchen „auch das Gegenteil beweisen", im voraus erledigt.

Die deutschfeindlichen Schriftsteller und Zeitungen, an denen wir in Deutschland, besonders in Berlin, keinen Mangel haben, werden gegen die Grundgedanken der vorliegenden Schrift geltend zu machen suchen, daß Goethe eine Reihe von Äußerungen im Sinne des Weltbürgertums getan hat. Diese Krankheit, die in England, Frankreich, Amerika nur wenig Boden gefunden, bei uns aber die Volksmassen verseucht und dadurch das ganze Land ins tiefste Unglück gestürzt hat, beherrschte zur Zeit Goethes die Höhergebildeten Deutschlands. Kein Wunder, daß auch er nicht frei davon war! Hier gilt Goethes Wort: „*Sein Jahrhundert kann man nicht ändern, aber man kann sich dagegen stellen und glückliche Wirkungen vorbereiten.*" Goethe hat sich „dagegen gestellt", wie wir weiterhin sehen werden, und es ist der Zweck meiner Schrift, die „glückliche Wirkung", die der große Dichter, Denker, Staatsmann und — Seher vorbereitet hat, herbeizuführen.

2. Goethe gegen die Leisetreterei.

Von unserm großen Führer wollen wir vor allem lernen, *wie* wir die vaterländischen Lebensfragen als Deutsche behandeln sollen. Goethe war Geheimer Rat und Sachsen-Weimarischer Minister, aber nichts weniger als ein dünkelhafter Bürokrat. In seinen späteren Lebensjahren zwang ihn allerdings die Zu- und Aufdringlichkeit der Menschen, sich gegen sie um seines großen Lebenswerks willen zu schützen, indem er seine Würde wahrte und sich unnütze Schwätzer vom Halse hielt. So ist er ganz zu Unrecht in den Ruf der Steifheit und Zugeknöpftheit gekommen. In Wirklichkeit hat Goethe in zahlreichen Fällen in Wort und Schrift mit herzerquickender Offenheit ausgesprochen, was er dachte und fühlte; die weiterhin anzuführenden Aussprüche beweisen das. Als ein dünkelhafter Engländer, Lord Bristol, Bischof von Derby, (1797) unsern großen Dichter besuchte, um ihm alberne Vorwürfe über „Werthers Leiden" zu machen, antwortete ihm Goethe mit einem so kräftigen „Gegenangriff auf die Großen der Erde", daß der aufgeblasene Eindringling „so sanft wie ein Lamm" wurde. Goethe ist uns ein Vorbild männlicher Geradheit und stärkt uns durch seine Zustimmung, wenn wir den

üblen Gesellen, die uns ins Unheil hineingeführt haben, ohne Leisetreterei und unangebrachte Rücksichtnahme ins Gesicht leuchten. So sagt er: „Wer das Falsche verteidigen will, hat alle Ursache, leise aufzutreten und sich zu einer feinen Lebensart zu bekennen. Wer das Recht auf seiner Seite fühlt, muß derb auftreten; ein höfliches Recht will gar nichts heißen." Und weiter:

So sei doch höflich! – Höflich mit dem Pack?
Mit Seide näht man keinen groben Sack.

Ganz deutlich ist Goethes berühmter Neujahrswunsch:

Im neuen Jahre Glück und Heil!
Auf Weh und Wunden gute Salbe!
Auf groben Klotz ein grober Keil!
Auf einen Schelmen anderthalbe!

Ebenso unzweideutig mahnt uns der größte Menschenkenner, denen, die sich als Nichtehrenmänner erwiesen haben, das Vertrauen ein für allemal zu versagen:

Freund, wer ein Lump ist, bleibt ein Lump,
zu Wagen, Pferd und Fuße,
drum glaub an keinen Lumpen je,
an keines Lumpen Buße!

Hierbei werden fast alle deutschen Leser, ja auch viele ausländische, an ein und dieselbe Persönlichkeit denken: eine Übereinstimmung des Urteils, die Goethes gute Lehre gerade für die Gegenwart besonders beachtenswert macht!

Selbst Erzberger, der mit der Wahrheit auf äußerst gespanntem Fuße steht, sagte in seiner „berühmten", aus lauter Lügen zusammengesetzten Rede vom 25. Juli 1919: „Die Wahrheit über alles!" Dieses Wort ist der Befolgung wert, so gemeingefährlich Erzbergers Taten auch fast ausnahmslos sind. Wir wollen die Wahrheit sagen, auch wenn sie irgend jemand nicht gefallen sollte. Mit Recht heißt es in Goethes Faust: „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist." Wir haben nicht die glatten Redensarten zur Verfügung, mit denen sich der Franzose um die bittere Wahrheit herumschlängelt. Wir sind durch unsere Sprache und Art darauf hingewiesen, „zu sagen, was ist".

3. Goethes Freimut gegenüber den Fürsten.

Gleich uns erlebte Goethe, wenn auch nicht im eigenen Lande, eine Revolution, den Umsturz einer Reihe von Thronen, und er hat sich vielfach und eingehend darüber ausgesprochen. Er trat dem Vorgange durchaus unbefangen gegenüber. Denn er war keineswegs, wie viele glauben, ein „Fürstendiener" oder gar, wie Börne zu schreiben sich erdreistete, ein „Fürstenknecht". Beide Ausdrücke sind bezeichnenderweise zuerst von Goethe selbst in ihrem jetzt üblichen Sinne gebraucht worden. Sie sind auf den Mann jedenfalls nicht anwendbar, der gesagt hat: „Es war so und lag tief in meiner Natur, ich hatte vor der bloßen Fürstlichkeit als solcher, wenn nicht zugleich eine tüchtige Menschennatur und ein tüchtiger Menschenwert dahinter steckte, nie viel Respekt."

Den Fürsten in erster Linie ruft Goethe zu:

Wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt,
ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei.

Goethe hat Karl August von Sachsen-Weimar, sicherlich einem der geistig freiesten Fürsten, die Deutschland gehabt hat, als Freund nahegestanden. Er hat viele Fürsten, auch den Weltherrscher Napoleon kennengelernt und ist von ihnen im allgemeinen behandelt worden, wie es dem unbestrittenen Herrscher im Reiche des Geistes zukam. Goethe beobachtete den Fürsten gegenüber die damals üblichen, der unumschränkten Macht der Landesherren entsprechenden Formen (was in Teplitz den scharfen Unwillen des stets aufrechten Beethoven hervorrief), aber er vergab sich nichts und wahrte sich sein unbefangenes Urteil über jene. Daß vieljähriger Umgang mit Fürsten die Ehrfurcht vor ihnen zu steigern im allgemeinen nicht geeignet ist, deutet Goethe im „Elpenor" an: „Wer alt mit Fürsten wird, lernt Vieles, lernt zu Vielem schweigen." Goethe meint: „Die Hofleute müßten vor Langeweile umkommen, wenn sie ihre Zeit nicht durch Zeremonie auszufüllen wüßten." Er nennt die Fürsten „gebunden und gedrängt". Er sagt weiter: „Sie wirken selten aus freier Überzeugung", meistens nur, wenn „Furcht vor größerm Übel" sie zwingt. Auch über die Gepflogenheit vieler Fürsten, bei besonderen Anlässen an Ort und

Stelle zu erscheinen, eingetretene Schäden zu besichtigen usw., urteilt Goethe sehr kühl. Er bemerkt einmal zu Riemer: „Niemals wird ein Fürst oder großer Herr schlechter über eine Sache unterrichtet, als wenn er sich selbst dahin begibt, um sich zu unterrichten." Goethes Egmont ruft verzweifelnd aus: „Wie selten kommt ein König zu Verstand!"

Seiner Überzeugung, daß Viele, die Fürsten heißen, es darum noch lange nicht sind, gibt Goethe offenen Ausdruck:

Wer ist denn wirklich ein Fürst? Ich hab es immer gesehen:
Der nur ist wirklich ein Fürst, der es vermochte zu sein.

Ein Hauptübel liegt jedenfalls darin, daß „fürstliche Personen gewohnt sind, ihren Willen zu haben". Wilhelm II. ist nicht zum wenigsten deshalb gescheitert, weil denen, die er empfing, vorher gesagt wurde, daß Widerspruch dem Kaiser gegenüber zu unterbleiben habe.

Dem ruchlosen Wort Ludwigs des Vierzehnten, des ersten Straßburg-Räubers: „Der Staat — das bin ich!" steht das sittlich ernste und wahrhaft christlich empfundene unseres großen, freidenkenden Königs gegenüber, wonach der Fürst „der erste Diener des Staates" ist. Goethe geht viel weiter, indem er lehrt: „Niemand, als wer sich ganz verleugnet, ist wert zu herrschen." Ein scharf treffendes Urteil über die zahlreichen Fürsten, die stets sich selbst in den Vordergrund stellten, die überall dabei sein und statt des Gemeinwohls ihren eigenen Willen zum obersten Gesetz machen wollten! In Wahrheit waren ja die großen Herren in der Regel gar nicht die „Lenker der Völkergeschicke", für die sie sich hielten. Gerade sie erfuhren tausendfältig die Wahrheit des Goethe-Wortes: „Du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben." Im Egmont spricht es die Regentin aus: „O, was sind wir Großen auf der Woge der Menschheit? Wir glauben sie zu beherrschen, und sie treibt uns auf und nieder, hin und her."

In dem inhaltsreichen Schlüsselgedicht „Ilmenau" mahnt Goethe mit männlicher Offenheit seinen fürstlichen Freund, die karge Anspruchslosigkeit und harte Arbeit, durch die allein das Ilmenauer Ländchen (wie heute Deutschland!) zu neuem Gedeihen gelangen kann, zur Richtschnur seines ganzen Lebens zu machen:

So mög, o Fürst, der Winkel deines Landes
ein Vorbild deiner Tage sein!
Du kennest lang die Pflichten deines Standes
und schränkest nach und nach die freie Seele ein.
Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;
allein wer Andre wohl zu leiten strebt,
muß fähig sein, viel zu entbehren.

Daß die Fürsten dieses tiefe Wort in zahlreichen Fällen nicht beherzigten, hat viel zu ihrem Sturze beigetragen. Widerliche Schlemmer freilich wie Erzberger und die regierenden Parteiführer, die im Schlosse zu Weimar orientalisch-üppige Gelage abhielten, sind am allerwenigsten berufen, die Fürsten zu ersetzen. Diesen stand immerhin eine alte, zum Teil stolze Überlieferung zur Seite, jenen nur Frechheit . . .

Wie erfüllt der Fürst seinen Beruf? Wie sichert er seine Stellung? Goethe weiß es wohl: „Das Volk schätzt Stärke vor allem." Aber gerade daran fehlt es nur zu oft eben den Fürsten, deren selbstbewußtes Auftreten, das sich nicht auf wirkliches Verdienst gründet, den Widerspruch des aufrechten Mannes herausfordert. Diese Fürsten haben weder Festigkeit noch Entschlußkraft. Sie geraten auf falsche Wege und so zu unheilvollen Zielen, denn wie geht es bei ihnen zu?

Über ein Ding wird viel geplaudert,
viel beraten und lange gezaudert,
und endlich gibt ein böses Muß
der Sache widrig den Beschluß.

Darum warnt Goethe die Fürsten: „Man fürchte sich ja nicht vor den Folgen eines männlichen Schrittes, denn es entstehe daraus, was da wolle, so behält man das schöne Gefühl, recht gehandelt zu haben, da die Folgen des Zauderns und Schwankens auf alle Fälle peinlich sind." Wir haben es erlebt, wie sehr das Zaudern und Schwanken gegenüber der Notwendigkeit fester und unter Umständen schneller Entscheidungen für Fürsten und Staaten verhängnisvoll werden kann. 1866 hat Preußen, 1870 Deutschland den Sieg davongetragen, weil Moltkes Regel: „Erst wägs, dann wags!", die praktische Folgerung aus Goethes weisen Lehren, für unsere Kriegführung

maßgebend war. Wir sind 1918 namentlich auch dadurch unterlegen, daß Kaiser Wilhelm II. ein Mann des „Zauderns und Schwankens" war. Er schwankte unsicher hin und her zwischen den Ratschlägen, die ihm bald die Vertreter der Hochadelskreise, die Fürsten Fürstenberg, Dohna-Schlobitten, Pleß, Eulenburg und andere mehr, bald die beiden Rathenau, Ballin, James Simon erteilten. Und er zauderte, beraten von dem stets unschlüssigen, von sozial-, klerikal- und kapitaldemokratischen Landesverrätern beeinflußten Bethmann Hollweg, und verhinderte, im Aberglauben an eine „Verständigung" mit den von Anfang an zur Vernichtung Deutschlands festentschlossenen Engländern befangen, die tatkräftige Abwehr des barbarischen englischen Aushungerungskrieges durch rücksichtslose Einsetzung unserer U-Boote und Zeppeline so lange, bis die Feinde hinreichende Abwehrmaßnahmen getroffen hatten und damit unsere schärfsten Waffen stumpf geworden waren.

Zweifellos hatte der Kaiser stets den besten Willen, für unser Volk und Reich zu wirken. Aber es war sein Fehler und sein Verhängnis, daß er nur Jasager um sich vertragen konnte und darum ehrliche Berater, die ihre Bedenken offen aussprachen, bei der ersten Gelegenheit fortschickte. Er ist darum viel belogen worden. Als ein Hauptmittel, den so oft bedrohten Frieden zu erhalten, betrachtete er die Zusammenkünfte mit Kaisern und Königen. Er hätte lieber Goethes Warnung beachten sollen: „Sind Könige je zusammengekommen, so hat man immer ein Unheil vernommen." Viele vaterländisch Gesinnte haben in den Jahren vor dem Kriege so manches Mal, wenn es Monarchenzusammenkünfte gab, die schwungvollen Berichte gewisser stets „in Ehrfurcht ersterbender" Zeitungen mit Besorgnis gelesen und immer deutlicher empfunden, daß wir von solchen höfischen Veranstaltungen weder Heil noch Glück zu erwarten hatten. Kein Zweifel, daß unser tückischer Todfeind König Eduard VII. von England so manches, was ihm Wilhelm II. in seiner offenen Art, vertrauensselig gerade gegenüber den seines Vertrauens Unwürdigsten, erzählte, zu unserm Schaden ausgenutzt hat! Der unglückliche Ausgang des Weltkrieges aber ist nach der Überzeugung wohlunterrichteter deutscher Heerführer mit dadurch herbeigeführt worden, daß alles, was der charakterlose österreichische Karl bei seinen Besuchen im Hauptquartier vom Kaiser über unsere Feldzugspläne usw. erfahren hatte, von der französisch gesinnten Zita von Parma-Bourbon, der gekrönten Spionin, unverzüglich durch ihre ganz französischen Brüder unseren Feinden übermittelt wurde.

Ein wahrhaft seherisches Wort ist auch dieses: „Jede Einmischung des Einzelnen ins Regiment führt mit löblichen Anfängen zu unübersehbar unglücklichen Folgen." Goethe nimmt damit in klarer und bestimmter Weise Stellung gegen das unumschränkte Herrschertum, mit dem die beständige „Einmischung des Einzelnen ins Regiment" untrennbar verbunden ist. Der konstitutionelle Monarch (wie es beispielsweise Kaiser Wilhelm I. war) läßt die von ihm auf Grund sorgfältiger Auswahl berufenen Minister, der Monarch im parlamentarischen Staat die Führer der Mehrheit der Volksvertretung regieren, ohne sich in die Erledigung der Einzelfragen einzumischen. Nachdem wir zahlreiche Eingriffe Kaiser Wilhelms II. in die Regierungsgeschäfte erlebt und ihre häufig schlimmen Folgen verspürt hatten, forderte im Frühjahr 1917, anderthalb Jahr vor der Revolution, der Abgeordnete Dr. Stresemann mit Recht die Einführung der parlamentarischen Regierungsform, um dadurch vielen Mißständen ein Ende zu bereiten. Hätte man damals der guten Anregung Folge gegeben, so wäre wahrscheinlich manches anders gekommen. . . .

Goethe war, wie wir sahen, nichts weniger als blind für die Mängel der Monarchie und der Monarchen. Aber er stimmte gleichwohl nicht in das fürstenfeindliche Geschrei der wetterwendischen Menge ein, sondern sagte offen:

Mir ist das Volk zur Last,
meint es doch dies und das.
Weil es die Fürsten haßt,
denkt es, es wäre was.

Daß sich die Fürsten-Entthronung in der Revolutionszeit oft überraschend leicht und schnell vollzog, erklärt Goethe zutreffend daraus, daß die Fürsten nicht auf der Höhe ihrer großen Aufgabe standen:

„Warum denn wie mit einem Besen
wird so ein König hinausgekehrt?"
Wärens Könige gewesen,
sie stünden noch alle unversehrt.

Unwissende und Ehrlose und besonders Viele, in denen beide Eigenschaften anmutig gemischt sind, wetteifern heute, unsere stolze Vergangenheit

zu besudeln und die großen Fürsten, die das preußische und deutsche Volk erzogen und emporgeführt haben, zu schmähen. Der wirkliche Sachverhalt, der durch das ekelhafte Gekläff jener Elenden nicht angetastet werden kann, erscheint in Goethes Denkwürdigkeiten („Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit") in heller Beleuchtung. Der Dichter erzählt im zweiten Buche von seiner Jugend. Der Vater, der Ratsherr der freien Stadt Frankfurt a. M., stand im Siebenjährigen Kriege auf Seiten des Alten Fritz, mit ihm der Knabe Wolfgang: „Und so war ich denn auch preußisch oder, um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt; denn was ging uns Preußen an? Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüter wirkte." Und im siebenten Buch heißt es: „Der erste wahre und höhere Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Taten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie." „Potsdam" hat also „Weimar" überhaupt erst ermöglicht – das Zeugnis des ersten und zuständigsten von allen, an die wir bei dem Worte „Weimar" denken, genügt ein für allemal, und das sinnlose Gerede von dem angeblichen Gegensatz zwischen „Potsdam" und „Weimar" möge endlich aufhören! . . .

4. Goethe und die Revolution.

Die französische Revolution ist von Goethe vorempfunden worden. Er schreibt an seinen schweizerischen Freund, den bekannten Geistlichen und Schriftsteller Lavater, acht Jahre vor der Revolution: „Unsere moralische und politische Welt ist mit unterirdischen Gängen, Kellern und Kloaken miniert." Er hat also zu derselben Zeit, da in Paris die herrschenden Adelskreise „auf dem Vulkan tanzten" und ihrem Verderben entgegentaumelten, genau erkannt, wie verbreitet der Zündstoff, wie groß die Gefahr war, daß es zu einem gewaltsamen Ausbruch käme. Goethe gehörte auch zu den ersten, welche die Tragweite der französischen Staatsumwälzung erfaßten. Berühmt ist seine Äußerung gelegentlich der Kanonade von Valmy am 20. September 1792. Die Heere Preußens und Österreichs, die in Frankreich eingerückt waren, um den wankenden Bourbonenthron zu stützen, waren zunächst siegreich vorgedrungen, dann aber, da die Franzosen ihr Heer neu

aufgebaut und Österreich und Rußland gegen Preußen böse Ränke geschmiedet hatten, sowie wegen der grundlosen Straßen in der Champagne mit ihren Bewegungen ins Stocken geraten. Die Preußen veranstalteten nun eine Geschützbeschießung der Franzosen bei Valmy, gingen aber sofort in ihr Lager zurück: ein Ausdruck des Mangels an Entschlußkraft und an Zuversicht, das Revolutionsheer zu überwinden, das Vorspiel des Rückzuges der Preußen und der schmählichen Übergabe von Mainz. Am Abend nach der zwecklosen Schießerei befand sich Goethe im Kreise von Offizieren im Lager. Man sprach sich über den sonderbaren Vorgang aus und fragte auch Goethe nach seiner Ansicht. Er sagte: „Von hier und heute geht eine neue Periode der Weltgeschichte aus, und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen." Goethe hat also die ungeheure weltgeschichtliche Bedeutung des Vorganges im Augenblicke selbst, in dem er sich vollzog, treffend gekennzeichnet. Das ist umso merkwürdiger, als sich die Ereignisse zu jener Zeit noch keineswegs so weit entwickelt hatten, daß der Sieg der in der französischen Revolution zum Ausdruck gekommenen politischen und sozialen Gedanken über das alte Europa, über die unumschränkte Fürstenherrschaft und die bevorrechteten Stände des Adels und der Geistlichkeit bereits deutlich erkennbar gewesen wäre.

Goethe hat sich dem ersten Eindruck, daß sich in Frankreich ein gedrücktes Volk gegen seine Dränger erhob, ebensowenig entziehen können, wie irgend ein menschlich fühlender Mensch. Den Oberflächlichen, die sich über die wilden Reden der Aufrührer entrüsteten, rief er zu:

Jene Menschen sind toll, so sagt ihr von heftigen Sprechern,
wie wir in Frankreich sie heut hören auf Straße und Markt.
Mir auch scheinen sie toll, doch redet ein Toller in Freiheit
weise Sprüche, wenn ach! Weisheit im Sklaven verstummt.

Dann aber fordert die ruhige Überlegung ihr Recht, und Goethe kennzeichnet die deutschen Nachtreter der inzwischen längst zur Ruhe und Ordnung zurückgekehrten Franzosen:

Was in Frankreich vorbei ist, das spielen Deutsche noch immer;
denn der stolzeste Mann schmeichelt dem Pöbel und kriecht.

Wie hätte Goethe die wüste Ausartung der Revolution, die Greuel der nunmehr überwundenen Pöbelherrschaft übersehen können? Treffend

weist er darauf hin, daß wie die oberen Volksschichten auch die unteren aus den erschütternden Pariser Vorgängen eine Lehre und eine Warnung zu entnehmen hätten:

Frankreichs traurig Geschick, die Großen mögens bedenken!
Aber bedenken fürwahr sollen es kleine noch mehr!
Große gingen zu Grunde; doch wer beschützte die Menge
gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.

Diese ernste Mahnung gilt heute wie vor 120 Jahren und wird ewig gelten, denn der Entwicklungsgang der Revolutionen und Revolutionäre bleibt stets der gleiche. Die Nerven des Bier- oder Weinsäufers stumpfen sich gegen die Wirkung des verdünnten Alkohols allmählich ab und sind schließlich nur noch durch immer schärfern Branntwein zu befriedigen. So folgten auf die Mirabeau, dem großen Vorkämpfer des verfassungsmäßigen Königtums, zujubelnden Liberalen die bürgerlich-republikanischen Girondisten, auf diese die radikalen Jakobiner, gegen die sich immer schärfere Richtungen bis zu Babeufs „Verschwörung der Gleichen" erhoben. Ganz ebenso haben wir es erlebt, daß die Mehrheitssozialdemokraten von den Unabhängigen als Verräter und „Bluthunde" beschimpft wurden, daß dann die Kommunisten und Spartakisten die Unabhängigen als ungefähr ebenso verächtlich wie die „Noske-Garde" brandmarkten, und daß sich in der jüngsten Zeit links von den Kommunisten die „Syndikalisten-Anarchisten" auftaten, deren Parteiprogramm in der gemeinsam mit besonders tüchtigen Kommunisten durchzuführenden Ermordung der vaterländisch gerichteten Politiker besteht.

Eingehende Äußerungen über die Revolution finden wir in Eckermanns Aufzeichnungen über seine Gespräche mit Goethe. Viele Jahre nach der Revolution erinnerte er Eckermann an die Worte der Gräfin in den „Aufgeregten", einem seiner Revolutionsstücke, die aus Paris die Lehre mitgenommen hatte, daß „das Volk zu drücken, aber nicht zu unterdrücken" ist, und daß „die revolutionären Aufstände der unteren Klassen eine Folge der Ungerechtigkeiten der Großen" sind. Sie wollte „jede unbillige Handlung künftig streng vermeiden" und ihre Meinung „über solche Handlungen anderer bei Hofe und in der Gesellschaft laut sagen". Goethe fügt hinzu, daß er „kein Freund der französischen Revolution sein konnte", da ihm „ihre Greuel zu nahe standen und ihn täglich und stündlich empörten, während ihre wohltätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren". Er bemerkt weiter: „Auch konnte ich nicht gleichgültig dabei sein, daß man in Deutschland künstlicherweise ähnliche Szenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Notwendigkeit waren. Ebensowenig aber war ich ein Freund der Herrscherwillkür. Ich war vollkommen überzeugt, daß irgendeine große Revolution nie Schuld des Volkes ist, sondern der Regierung." Das traf ja auch in unserm Falle zu; denn unsere Revolution war ebenfalls zu einem guten Teile die Schuld der Regierungen, sowohl des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg, der weder das im August 1914 so einmütige deutsche Volk zusammenzuhalten, noch die notwendige innere Neugestaltung rechtzeitig ins Werk zu setzen verstand, wie des Prinzen Max von Baden, des Vizekanzlers von Payer, der Minister Scheidemann, Erzberger, Bauer usf., die im entscheidenden Augenblick den von ihnen dem Kaiser geschworenen Treueid (von dem sie damals noch nicht entbunden waren) brachen und dem ruchlosen Aufruhr die Bahn freimachten, sich teilweise auch sofort selbst in seinen Dienst stellten. Auch dieses Mal bewährte sich Goethes Wort als zutreffend: „Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach sind, so daß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht so lange sträuben, bis das Notwendige von unten her erzwungen wird." Was Goethe und, wenn man sehr Kleines und sehr Großes in einem Atem nennen darf, Scheidemann als das Recht, als eine ausreichende Begründung der Revolution bezeichnet haben, lag in unserm Falle nicht vor. Wenige Wochen vor der Revolution hatte der Kaiser auf seine wichtigsten Kronrechte verzichtet: auf das Recht der Ernennung der Minister, auf das Recht der Kriegserklärung und des Friedensschlusses, auf das Recht der obersten Befehlsgewalt über das Heer und die Marine. Er hatte die weitgehenden Forderungen, die im Namen des Volkes an ihn gestellt worden waren, restlos erfüllt. Hiernach war eine „Berechtigung" zum Aufstand, wie sie Goethe als unbefangener Beurteiler der Revolution anerkennt, nicht mehr vorhanden.

Die deutsche Revolution von 1918 ist nicht wie die englische von 1649 und die französische von 1789–1793 aus dem Drange des Volkes nach ihm vorenthaltenen Rechten hervorgegangen, sondern aus der sowohl mit russischem wie mit englischem und amerikanischem Gelde im größten Maßstabe betriebenen sozialdemokratischen Wühlarbeit. Die englische und die französische Revolution beruhten auf vaterländischer Gesinnung; sie leiteten die siegreiche Ausbreitung der englischen und der französischen Macht ein — die deutsche Revolution zerbrach das deutsche Heer und lieferte Deutschland den Feinden ans Messer, was der eigentliche Zweck der ganzen Veranstaltung war. Diese gelang, weil der revolutionäre Geist in den Massen schon seit längerer Zeit ausgebreitet und eine straffe sozialdemokratische Organisation geschaffen worden war, der das Bürgertum nichts Ähnliches entgegenzustellen verstand. Goethe sagt: „Schwache Menschen hegen oft revolutionäre Gesinnungen. Sie meinen, es wäre ihnen wohl, wenn sie nicht regiert würden, und sie fühlen nicht, daß sie weder sich noch andere regieren können." Jetzt kann man vielleicht hoffen, daß manche von den vielen schwachen Menschen, die sich bei uns seit dem Sommer 1917 als solche erwiesen, seit dem November 1918 allmählich erkannt haben, daß sie „weder sich noch andere regieren können", und daß eine feste Führung vorhanden sein muß, wenn im Lande nicht alles drunter und drüber gehen soll.

Goethe sagt weiter: „Weil ich nun die Revolution haßte, so nannte man mich einen Freund des Bestehenden. Das ist aber ein sehr zweideutiger Titel, den ich mir verbitten möchte. Wenn das Bestehende alles vortrefflich, gut und gerecht wäre, so hätte ich gar nichts dawider. Da aber neben vielem Guten zugleich auch viel Schlechtes, Ungerechtes und Unvollkommenes besteht, so heißt ein Freund des Bestehenden oft nicht viel weniger als ein Freund des Veralteten und Schlechten." Er führt sodann aus, wie „die Zeit im ewigen Fortschreiten begriffen ist, und die menschlichen Dinge alle fünfzig Jahre eine andere Gestalt haben, so daß eine Einrichtung, die im Jahre 1800 eine Vollkommenheit war, schon 1850 vielleicht ein Gebrechen ist". „Und wiederum", sagt er weiter, „ist für eine Nation nur das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem

eigenen allgemeinen Bedürfnis hervorgegangen, ohne Nachäffung einer anderen." (Als wenn er geahnt hätte, daß wir es eines Tages mit der „Sozialisierung", der plumpen Nachäffung des elend zusammengebrochenen bolschewistischen Kommunismus, zu tun haben würden, noch dazu im schärfsten Widerspruch mit der Lehre des wissenschaftlichen Sozialisten Karl Marx, der die Sozialisierung ausdrücklich nur für eine Zeit ins Auge faßt, in der, wie er genau angibt, alles Vermögen und alle wirtschaftliche Tätigkeit in den Händen einiger weniger Riesenkapitalisten vereinigt sein und eine ungeheure Übererzeugung herrschen wird!) Goethe begründet seine entschiedene Ablehnung der Nachahmung dessen, was in einem andern Lande, in einer andern Zeit, unter anderen Verhältnissen am Platze sein mag, in einleuchtenden Worten: „Was dem einen Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohltätige Nahrung sein kann, erweist sich vielleicht für ein anderes als Gift. Alle Versuche, irgendeine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfnis nicht im tiefsten Kern der eigenen Nation wurzelt, sind daher töricht, und alle beabsichtigten Revolutionen solcher Art ohne Erfolg; denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält. Ist aber ein wirkliches Bedürfnis zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihm, und sie gelingt. Er war sichtbar mit Christus und seinen ersten Anhängern, denn die Erscheinung der neuen Lehre der Liebe war den Völkern ein Bedürfnis. Er war ebenso sichtbar mit Luther, denn die Reinigung jener durch Pfaffenwesen verunstalteten Lehre war es nicht weniger. Beide genannten großen Kräfte aber waren nicht Freunde des Bestehenden, vielmehr waren beide lebhaft davon durchdrungen, daß der alte Sauerteig ausgekehrt werden müsse, und daß es nicht ferner im Unwahren, Ungerechten und Mangelhaften so fortgehen und bleiben könne."

Nicht lange darauf bot sich ein neuer Anlaß zur Besprechung der Frage. Goethe bemerkte: „Ich bin kein Freund des revolutionären Pöbels, der auf Raub, Mord und Brand ausgeht und hinter dem falschen Schilde des öffentlichen Wohls nur die gemeinsten egoistischen Zwecke im Auge hat. Ich bin kein Freund solcher Leute, ebenso wenig als ich ein Freund eines Ludwig des Fünfzehnten bin.

Ich hasse jeden gewaltsamen Umsturz, weil dabei ebensoviel Gutes vernichtet als gewonnen wird. Ich hasse die, welche ihn ausführen, wie die, welche dazu Ursache geben. Aber bin ich darum kein Freund des Volkes? Denkt denn jeder rechtlich gesinnte Mann etwa anders? Sie wissen, wie sehr ich mich über jede Besserung freue, welche die Zukunft uns etwa in Aussicht stellt. Aber, wie gesagt, jedes Gewaltsame, Sprunghafte ist mir in der Seele zuwider, denn es ist nicht naturgemäß. Ich bin ein Freund der Pflanze, ich liebe die Rose als das Vollkommenste, was unsere deutsche Natur als Blume gewähren kann; aber ich bin nicht Tor genug, um zu verlangen, daß mein Garten sie mir schon jetzt, Ende April, gewähren soll. Ich bin zufrieden, wenn ich jetzt die ersten grünen Blätter finde, zufrieden, wenn ich sehe, wie ein Blatt nach dem andern den Stengel von Woche zu Woche weiterbildet; ich freue mich, wenn ich im Mai die Knospe sehe, und bin glücklich, wenn endlich der Juni mir die Rose selbst in aller Pracht und in allem Duft entgegenreicht. Kann aber jemand die Zeit nicht erwarten, der wende sich an die Treibhäuser!"

Was hier der größte Geist unseres Volkes in packenden, anschaulichen Worten ausspricht, deckt sich mit den Überzeugungen, die heute die Deutsche Volkspartei in ihren Grundsätzen festgelegt hat. Wie ihre Vorgänger, die Männer des Nationalvereins von 1859 und die Nationalliberalen, die Bismarck als die „Partei der Reichsgründung" zur Seite standen und mit ihm den Reichsausbau durchführten und eine Gesetzgebung schufen, die seitdem den einsichtigen Staatsmännern vieler Länder als Vorbild diente, ist die Deutsche Volkspartei auf der ganzen Linie bestrebt, die Grundauffassung zur Geltung zu bringen, daß wir zwischen der unorganischen, sprunghaften Behandlung der Dinge zur Linken, der Revolution, und der genau ebenso einseitigen Übertreibung zur Rechten, der Reaktion, den Weg der Reform suchen und beschreiten müssen. Goethe bekennt sich zu ganz derselben Auffassung. Den Dunkelmännern der Rückschrittspartei gegenüber zieht er einen scharfen Trennungsstrich mit den Worten: „Im Prinzip, das Bestehende zu erhalten, Revolutionen vorzubeugen, stimme ich ganz mit ihnen überein, nur nicht in den Mitteln dazu. Sie nämlich rufen die Dummheit und die Finsternis zu Hilfe, ich den Verstand und das Licht." Und ebenso deutlich rückt er von den Umstürzlern der Linken ab. Ausdrücklich sagt er: „Bei keiner

Revolution sind die Extreme zu vermeiden. Bei der politischen will man anfänglich gewöhnlich nichts weiter als die Abschaffung von allerlei Mißbräuchen. Aber ehe man es sich versieht, steckt man tief in Blutvergießen und Greueln." Wir haben, nachdem unsere herrlichen Feldgrauen uns in übermenschlicher Aufopferung vier Jahre lang die anstürmenden übermächtigen Feinde ferngehalten hatten, seit dem November 1918 immer aufs neue reichliches Vergießen deutschen Blutes durch Deutsche, wenn auch meist unter landfremder Führung, erlebt. Daß es dabei an himmelschreienden Greueln nicht gefehlt hat, haben wir aus den Münchener Prozessen ersehen. Über die „Truppen" der „Räterepublik Bayern" urteilte ihr Vorgesetzter Schicklhofer: „Rauben und stehlen wollten's!" War die „Rote Armee" im Westen anders?

Wie oft schon mochten wir mit Goethes Thoas in der Iphigenie ausrufen: „Es sei genug der Greuel!" Aber immer von neuem wiederholte sich die blutige Schmach, da die regierenden demokratischen Führer zu feige waren, um den von ihnen eingesetzten Polizeipräsidenten von Berlin, den „Unabhängigen"-Führer Eichhorn, den Waffenversorger der spartakistisch-unabhängigen Aufrührer, rechtzeitig zu beseitigen, zu feige, den massenhaft verübten Waffenraub in den staatlichen Waffenlagern tatkräftig zu verhindern, zu feige, um den Aufrührern mit gebührender Entschiedenheit auf Grund der Gesetze entgegenzutreten. Diese Regierung der Charakterlosigkeit hat nie das Goethe-Wort verstanden: „Nur dem Feigen ist es Nacht!" . . .

„Freiheit und Gleichheit!" ruft in Goethes Revolutionsstück „Der Bürgergeneral" der „revolutionäre" Gauner Schnaps, der wie eine Vorahnung der 1918/19 so häufig gewordenen „Personalunion" von Umsturz und Verbrechen erscheint. Mit dem Rufe „Freiheit und Gleichheit!" bricht Schnaps in die Vorratsräume des „Bourgeois" Märten ein und tut sich an den „beschlagnahmten" Speisen und Getränken gütlich, indem er jubelt: „O du liebliche Suppe der Freiheit und Gleichheit, sei mir gesegnet!" Ja, in seiner Schilderung des Römischen Karnevals spricht unser großer Dichter es offen aus, daß diese beiden berühmten „Errungenschaften der Revolution" nur im Taumel des Wahnsinns genossen werden können.

Die Revolution in ihrer sich regelmäßig einstellenden bösartigen Ausartung ist, wie jeder weiß, von Goethes großem Geistesbruder

Schiller im Liede von der Glocke in ewigen, heute wieder nur zu zeitgemäß gewordenen Worten geschildert worden. Wenig bekannt ist aber eine Goethische Darstellung der Auswirkung des Umsturzes, die Schillers großes Gemälde wirksam ergänzt. „Fürchterliche Zeichen" sieht der Dichter:

Das Niedre schwillt, das Hohe senkt sich nieder,
als könnte jeder nur am Platz des Andern
Befriedigung verworrner Wünsche finden,
nur dann sich glücklich fühlen, wenn nichts mehr
zu unterscheiden wäre, wenn wir Alle,
von einem Strom vermischt dahingerissen,
im Ozean uns unbemerkt verlören.
O laßt uns widerstehen, laßt uns tapfer,
was uns und unser Volk erhalten kann,
mit doppelt neu vereinter Kraft erhalten!

Ein tiefer Ausdruck jenes Schauders, den naturgemäß vor allem das Genie empfinden muß vor der öden Gleichmacherei, mit der die Revolutionäre die Menschheit beglücken wollen, vor dem großen Schwamm, der alle Unterschiede auswischen soll, vor der Zerstörung der schönen, bunten Mannigfaltigkeit menschlichen Wesens, die der Naturentwicklung entspricht! Denn je höher die Entwicklung in der Natur geht, desto größer die „Differenzierung", die Vermannigfaltigung der Arten und der Einzelwesen, so daß die Folgerung unabweisbar ist, daß auch die menschliche Entwicklung aufwärts nur führt im Sinne immer weiter gehender Mannigfaltigkeit, daß sie aber zu Ende wäre, wenn es gelänge, das sozialistische Ideal zu verwirklichen, eine volle Gleichheit, das Grab aller Eigenart, herbeizuführen. Goethe hat dafür ein außerordentlich treffendes Wort geprägt:

Gleich zu sein unter Gleichen,
das läßt sich schwer erreichen –
du müßtest ohn Verdrießen
wie der Schlechteste zu sein dich entschließen.

Wie wahr das ist, können wir heute schon merken. Die bemerkbarste aller „Errungenschaften der Revolution" ist eine allgemeine, geradezu ungeheuerliche Verwilderung der Sitten, eine gewaltige

Vermehrung der Verbrechen (die um so auffallender ist, als vor und während des Krieges die Häufigkeit der Verbrechen im entschiedenen Rückgang begriffen war), ein vollständiges Schwinden jeder Achtung vor dem Gesetz und der öffentlichen Ordnung. Der erfolgreiche Aufruhr der Partei, die nicht die Gleichberechtigung, sondern die Gleichheit Aller anstrebt, hat also bereits, wie Goethe es vorausgesagt hat, dazu geführt, daß Hunderttausende oder Millionen früher anständiger Menschen „sich entschlossen haben, wie der Schlechteste zu sein".

Die seit der Revolution eingetretene grauenhafte Entsittlichung unseres Volkes sehen wir deutlich vor uns, wenn wir lesen, was Goethe am 13. Dezember 1812 an seinen Freund Zelter schrieb, nachdem sich dessen ältester Stiefsohn das Leben genommen hatte: „Wenn man sieht, wie die Welt überhaupt, und besonders die junge, nicht allein ihren Lüsten und Leidenschaften hingegeben ist, sondern wie zugleich das Höhere und Bessere an ihnen durch die ernsten Torheiten der Zeit verschoben und verfratzt wird, so daß ihnen alles, was zur Seligkeit führen sollte, zur Verdammnis wird, so wundert man sich nicht über Untaten, durch welche der Mensch gegen sich selbst und andere wütet."

Gerade jetzt sieht es wieder wie schon oft seit dem 9. November aus, als ob wir der völligen Zügellosigkeit, der Anarchie rettungslos zutreiben. Da erinnern wir uns der Worte Goethes: „Mir ist von Jugend auf Anarchie verdrießlicher gewesen als der Tod selbst." Ein andermal bemerkt er, wie Chamberlain anführt, daß „Revolutionäre und Sklaven" im Grunde dasselbe seien, wobei noch an ein anderes treffendes Goethe-Wort zu erinnern ist: „Niemand ist mehr Sklave, als der sich für frei hält, ohne es zu sein." Goethe, der voll Ausgereifte und Abgeklärte, stellt, ungeblendet durch die in Revolutionszeiten wild wuchernden Schlagworte „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit", kühl den wirklichen Sachverhalt fest:

Sie streiten sich, so heißts, um Freiheitsrechte.
Genau besehn, sinds Knechte gegen Knechte.

Innere Unfreiheit, unwürdige Unterwürfigkeit hier wie dort und damit eng verbunden eine ärgere Unduldsamkeit als jemals zuvor! In der Tat haben unsere Revolutionäre und angeblichen „Freiheitsmänner" in bezug auf gewalttätige Willkür gegenüber denen, die politisch auf

anderm Standpunkt stehen, viel mehr geleistet als jemals das „fluchwürdige" alte System. Ihr oberster Grundsatz lautet bekanntlich: „Und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag ich dir den Schädel ein." Indes, auf jeden Rausch folgt der vorschriftsmäßige Katzenjammer. Die Anzeichen mehren sich dafür, daß immer weitere Volkskreise den ganzen Revolutionsschwindel bereits mehr als satt haben und die Sehnsucht nach Ruhe und Ordnung von Tag zu Tag lebhafter empfinden.

Goethe sagt: „Es gibt zwei friedliche Gewalten: das Recht und die Schicklichkeit." Die von den „pazifistischen" Parteien ins Werk gesetzte Revolution hat beide friedliche Gewalten mehr oder weniger ausgeschaltet. Alle anständigen und vernünftigen Menschen mögen dazu mitwirken, daß Recht und Schicklichkeit bei uns wieder zur Geltung kommen! Schlimmstenfalls gilt das Wort aus dem Faust: „Herr ist, der uns Ruhe schafft!"

5. Goethe im Freiheitskrieg.

Auf die französische Revolution folgten die Kriege Napoleons; ihren Abschluß bildete der große Freiheitskampf gegen die Napoleonische Fremdherrschaft, die, beiläufig gesagt, so schmachvoll und grauenhaft sie war, doch als recht erträglich gelten muß im Vergleich mit der vollkommenen Versklavung und Vernichtung unseres Volkes, die sich aus der Durchführung des Erdrosselungsvertrages von Versailles ergeben würde.

Man hat Goethe oft einen Vorwurf daraus gemacht, daß er sich gegenüber dem Freiheitskriege „teilnahmlos" gezeigt habe. Was hätte er aber tun sollen? Als Kämpfer mit hinauszuziehen war er körperlich nicht imstande, da er im Sommer 1813 das 64. Lebensjahr vollendete und sich keineswegs einer guten Gesundheit erfreute. Nun meinten manche, er hätte ja Kampf- und Freiheitslieder dichten können, und daß er es nicht getan, beweise seinen Mangel an Vaterlandsliebe.

Goethe hat sich gegenüber Eckermann wie folgt ausgesprochen: „Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen! — Das wäre meine Art gewesen! — Aus dem Biwak heraus, wo man nachts die Pferde wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen lassen! Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner.

Ihn kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte." Und in anderm Zusammenhange: „Wir haben keine Stadt, wir haben nicht einmal Land, von dem wir entschieden sagen könnten: Hier ist Deutschland. Fragen wir in Wien, so heißt es: Hier ist Österreich! Und fragen wir in Berlin, so heißt es: Hier ist Preußen! — Bloß vor 16 Jahren, als wir endlich die Franzosen los sein wollten, war Deutschland überall! Hier hätte ein politischer Dichter allgemein wirken können; allein es bedurfte wohl seiner nicht! Die allgemeine Not und das allgemeine Gefühl der Schmach hatte die Nation als etwas Dämonisches ergriffen; das begeisternde Feuer, das der Dichter hätte entzünden können, brannte bereits überall von selber. Doch will ich nicht leugnen, daß Arndt, Körner und Rückert einiges gewirkt haben." (Goethe vergaß hier unsern herrlichen Schenkendorf und den gewaltigen Kleist, den er leider auch sonst nicht nach Gebühr gewürdigt hat.) Unseres Großmeisters grundsätzliche Auffassung dieser Frage hängt mit seiner ganzen Lebensführung zusammen. Er sagt darüber: „Auch können wir dem Vaterlande nicht alle auf gleiche Weise dienen, sondern jeder tue sein Bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben. Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer werden lassen. Ich kann sagen, ich habe in den Dingen, die die Natur mir zum Tagwerk bestimmt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen und mir keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und geforscht und getan, so gut und so viel ich konnte. Wenn jeder von sich dasselbe sagen kann, so wird es um alles gut stehen." Möchten doch alle unsere Volksgenossen diese Worte beherzigen und sich unsern großen Dichter zum Vorbild nehmen! Den Achtstundentag hielt Goethe ebenso wenig ein wie Hindenburg, Bismarck und andere Leute, die doch immerhin einiges geleistet und sich stets in Übereinstimmung mit der Bibel dahin geäußert haben, daß das Köstlichste im Leben am Ende nur „Mühe und Arbeit" ist. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß eine übermäßige Inanspruchnahme der Arbeiter, die nicht nur die Zinsen, sondern auch das Kapital der Arbeitskraft: die Gesundheit angreift, geduldet werden soll. Diese Gefahr kommt heute indes nicht

in Frage. Die verblendeten Bergarbeiter sind dabei, den sechsstündigen Arbeitstag durchzuführen, und kündigen bereits den kommenden Kampf um den fünfstündigen an. Kein Wunder, nachdem Bebel in seinem Buch „Die Frau und der Sozialismus" für den Fall des Sieges der Sozialdemokratie den zwei- bis dreistündigen Arbeitstag als ausreichend erklärt, mit anderen Worten die allgemeine Faulenzerei als das zu erstrebende Ziel hingestellt hat! Goethes Lebensideal ist Arbeit. Bebel und Genossen dagegen haben niemals, wie Ebert und Scheidemann der Wahrheit zuwider behaupteten, gelehrt: „Sozialismus ist Arbeit!", sondern immer nur: „Sozialismus ist sehr wenig Arbeit bei sehr gutem Leben!" Heute wird es täglich klarer, daß es für uns nur noch eine Möglichkeit der Rettung gibt, nämlich die Richtschnur: Fort von Bebel — hin zu Goethe! . . .

Goethe hat Napoleons unbestreitbar außerordentliche Geisteskraft wohl gewürdigt und gelegentlich geäußert, der Mann sei „zu groß", als daß es uns Deutschen gelingen werde, uns von seiner Oberherrschaft zu befreien. Daraus nun, wie einige es getan haben, die Behauptung herzuleiten, daß Goethe im Jahre 1813 Napoleons Sieg gewünscht habe, ist natürlich grober Unfug. Als die deutsche Freiheit glücklich erkämpft war, meinte der Meister:

Die Deutschen sind recht gute Leut:
sind sie einzeln, sie bringens weit.
Nun sind ihnen auch die größten Taten
zum ersten Mal im Ganzen geraten.
Ein Jeder spreche Amen darein,
daß es nicht möge das letzte Mal sein!

Im Siegesfestspiel „Des Epimenides Erwachen" wird das beglückende Ergebnis des schweren Kampfes klar herausgestellt:

So rissen wir uns ringsherum
von fremden Banden los.
Nun sind wir Deutsche wiederum,
nun sind wir wieder groß.
So waren wir und sind es auch
das edelste Geschlecht
von biederm Sinn und reinem Hauch
und in der Taten Recht.

Möge der Tag nicht allzufern sein, an dem wir diese Worte wieder ohne Scham- und Zornesröte lesen, an dem sie wieder Wahrheit sind!

Ebenda geht Goethe, nachdem er zwar an den Leiden des Krieges, nicht aber an der Befreiung des Vaterlandes teilgenommen, mit sich in würdigster Weise ins Gericht:

Doch schäm ich mich der Mußestunden;
mit euch zu leiden war Gewinn.
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
seid ihr auch größer, als ich bin.

Besonders bedeutsam ist diese Stelle:

Hinter uns her, vernehmt Ihr, schallen
starke Worte, treuer Ruf:
Siegen, heißt es, oder Fallen
ist, was alle Völker schuf.

Das ist die große, harte Wahrheit, die manchem nicht zusagen mag, aber darum doch die Wahrheit bleibt: daß der Kampf der Völker ums Dasein den Inhalt der Weltgeschichte ausmacht, und daß es darum im Völkerleben nur die Wahl zwischen Sieg und Vernichtung gibt. In unserm von den sadistisch-brutalen Feinden gräßlich verstümmelten, dem völkischen Tode geweihten, Tag für Tag aufs neue entehrten Deutschland wimmelt es heute, besonders in den zurzeit leider Gottes maßgebenden Kreisen, von Menschen, die verblendet genug sind, um sich in solcher Zeit für „Völkerversöhnung" zu begeistern. Diese Leute, die uns dadurch wieder wie schon so oft der Verachtung der ganzen Welt preisgeben, werden sich noch, wenn sie täglich die ihnen gebührenden 25 Peitschenhiebe durch farbige Engländer und Franzosen aufgezählt erhalten, für die gnädige Strafe katzbuckelnd bedanken. Sie haben die „Völkerversöhnung" sogar als Aufgabe der Schule in die neue Reichsverfassung hineingeschmuggelt. Die Völkerversöhnung ist unmöglich, solange die Vereinigung aller Deutschen, die sich zum Reiche bekennen, einschließlich der österreichischen Deutschen, verhindert und der uns aufgezwungene Gewaltfriede aufrechterhalten wird. Alle Deutschen, die diesen Namen verdienen, müssen, sobald es irgend möglich wird, den Wiederaufbau eines Volksheeres und einer Flotte auf der Grundlage der allgemeinen

in Frage. Die verblendeten Bergarbeiter sind dabei, den sechsstündigen Arbeitstag durchzuführen, und kündigen bereits den kommenden Kampf um den fünfstündigen an. Kein Wunder, nachdem Bebel in seinem Buch „Die Frau und der Sozialismus“ für den Fall des Sieges der Sozialdemokratie den zwei- bis dreistündigen Arbeitstag als ausreichend erklärt, mit anderen Worten die allgemeine Faulenzerei als das zu erstrebende Ziel hingestellt hat! Goethes Lebensideal ist Arbeit. Bebel und Genossen dagegen haben niemals, wie Ebert und Scheidemann der Wahrheit zuwider behaupteten, gelehrt: „Sozialismus ist Arbeit!“, sondern immer nur: „Sozialismus ist sehr wenig Arbeit bei sehr gutem Leben!“ Heute wird es täglich klarer, daß es für uns nur noch eine Möglichkeit der Rettung gibt, nämlich die Richtschnur: Fort von Bebel — hin zu Goethe! . . .

Goethe hat Napoleons unbestreitbar außerordentliche Geisteskraft wohl gewürdigt und gelegentlich geäußert, der Mann sei „zu groß“, als daß es uns Deutschen gelingen werde, uns von seiner Oberherrschaft zu befreien. Daraus nun, wie einige es getan haben, die Behauptung herzuleiten, daß Goethe im Jahre 1813 Napoleons Sieg gewünscht habe, ist natürlich grober Unfug. Als die deutsche Freiheit glücklich erkämpft war, meinte der Meister:

Die Deutschen sind recht gute Leut:
sind sie einzeln, sie bringens weit.
Nun sind ihnen auch die größten Taten
zum ersten Mal im Ganzen geraten.
Ein Jeder spreche Amen darein,
daß es nicht möge das letzte Mal sein!

Im Siegesfestspiel „Des Epimenides Erwachen“ wird das beglückende Ergebnis des schweren Kampfes klar herausgestellt:

So rissen wir uns ringsherum
von fremden Banden los.
Nun sind wir Deutsche wiederum,
nun sind wir wieder groß.
So waren wir und sind es auch
das edelste Geschlecht
von biederm Sinn und reinem Hauch
und in der Taten Recht.

Möge der Tag nicht allzufern sein, an dem wir diese Worte wieder ohne Scham- und Zornesröte lesen, an dem sie wieder Wahrheit sind!

Ebenda geht Goethe, nachdem er zwar an den Leiden des Krieges, nicht aber an der Befreiung des Vaterlandes teilgenommen, mit sich in würdigster Weise ins Gericht:

Doch schäm ich mich der Mußestunden;
mit euch zu leiden war Gewinn.
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
seid ihr auch größer, als ich bin.

Besonders bedeutsam ist diese Stelle:

Hinter uns her, vernehmt Ihr, schallen
starke Worte, treuer Ruf:
Siegen, heißt es, oder Fallen
ist, was alle Völker schuf.

Das ist die große, harte Wahrheit, die manchem nicht zusagen mag, aber darum doch die Wahrheit bleibt: daß der Kampf der Völker ums Dasein den Inhalt der Weltgeschichte ausmacht, und daß es darum im Völkerleben nur die Wahl zwischen Sieg und Vernichtung gibt. In unserm von den sadistisch-brutalen Feinden gräßlich verstümmelten, dem völkischen Tode geweihten, Tag für Tag aufs neue entehrten Deutschland wimmelt es heute, besonders in den zurzeit leider Gottes maßgebenden Kreisen, von Menschen, die verblendet genug sind, um sich in solcher Zeit für „Völkerversöhnung“ zu begeistern. Diese Leute, die uns dadurch wieder wie schon so oft der Verachtung der ganzen Welt preisgeben, werden sich noch, wenn sie täglich die ihnen gebührenden 25 Peitschenhiebe durch farbige Engländer und Franzosen aufgezählt erhalten, für die gnädige Strafe katzbuckelnd bedanken. Sie haben die „Völkerversöhnung“ sogar als Aufgabe der Schule in die neue Reichsverfassung hineingeschmuggelt. Die Völkerversöhnung ist unmöglich, solange die Vereinigung aller Deutschen, die sich zum Reiche bekennen, einschließlich der österreichischen Deutschen, verhindert und der uns aufgezwungene Gewaltfriede aufrechterhalten wird. Alle Deutschen, die diesen Namen verdienen, müssen, sobald es irgend möglich wird, den Wiederaufbau eines Volksheeres und einer Flotte auf der Grundlage der allgemeinen

Wehrpflicht zum Schutze des Reiches und seines Handels verlangen. Denn Goethes Wort bleibt ewig wahr:

Auf des Glückes großer Wage
steht die Zunge selten ein.
Du mußt steigen oder sinken,
du mußt herrschen und gewinnen
oder dienen und verlieren,
leiden oder triumphieren,
Ambos oder Hammer sein.

Wir müssen endlich einsehen, daß das weichliche Gerede von der allgemeinen Menschenverbrüderung in den wirklichen Tatsachen keinerlei Grundlage hat, sondern leerer Schwindel ist. Naturnotwendig gehen die Völker zugrunde, die sich in die Rolle des Ambos drängen lassen, und die Völker werden die Herren der Erde, die sich zum Hammer zu machen wissen. Es scheint, als wenn heute der angelsächsische Stamm in seinen beiden Zweigen, in England und Amerika, sein Ziel: die endgültige, dauernde Knechtung aller anderen Völker erreicht hätte. Es war ja auch bezeichnenderweise ein Engländer, Charles Darwin, der die Lehre vom survival of the fittest, vom Überleben des Geschicktesten zuerst verkündet hat. Die Angelsachsen auf beiden Seiten des Atlantischen haben schon lange vor Darwin nach seiner Lehre gehandelt, nämlich in Politik und Handel und auf allen anderen Gebieten in der planmäßigen Zurückdrängung der Anderen Geschick, Ausdauer und vor allem brutale Rücksichtslosigkeit im allerhöchsten Maße betätigt, bis sie mit dem Weltkriege die Höchstleistung vollbrachten. Wenn wir nicht jetzt im allerletzten Augenblicke, ehe wir zu Grabe getragen werden, von Darwin und seinen Volksgenossen endlich lernen, daß man sich in diesem Kampfe nur behauptet, wenn man Goethes Wort befolgt, daß auf einen Schelmen anderthalbe gehören, dann ist es mit uns endgültig vorbei.

6. Goethe und der Sozialismus.

Goethe war ein scharfer Beobachter der sozialen und wirtschaftlichen Erscheinungen seiner Zeit. Unsere Großindustrie stand, als Goethe starb, noch in den allerersten, schwachen Anfängen. Aber er erkannte die Gefahren, die diese neue Entwicklung mit sich brachte. Er schreibt: „Das überhandnehmende Maschinenwesen quält und ängstigt mich; es wälzt sich heran wie ein Gewitter, langsam, langsam, aber es hat seine Richtung genommen, es wird kommen und treffen." Goethe empfand auch deutlich voraus, daß die damals ebenfalls erst im Keim vorhandene Zusammenballung der Menschen in großen, in Riesenstädten ein Unheil für unser Volk werden müßte. Er sagt: „Sehr merkwürdig ist mir aufgefallen, wie es eigentlich mit dem Publiko einer großen Stadt beschaffen ist. Es liegt in einem beständigen Taumel zwischen Erwerben und Verzehren, und das, was wir Stimmung nennen, läßt sich weder hervorbringen noch mitteilen. Alle Vergnügungen, selbst die Theater, sollen nur zerstreuen." Auch den Gegensatz zwischen dem großstädtischen und dem Landleben hat er anläßlich einer Unterhaltung über das Rekrutenwesen treffend gekennzeichnet: „Unser Landvolk hat sich fortwährend in guter Kraft erhalten und wird hoffentlich noch lange imstande sein, uns nicht allein tüchtige Reiter zu liefern, sondern uns auch vor gänzlichem Verfall und Verderben zu sichern. Es ist als ein Depot zu betrachten, aus dem sich die Kräfte der sinkenden Menschheit immer wieder ergänzen und aufrichten. Aber gehen Sie einmal in unsere großen Städte, und es wird Ihnen anders zumute werden. Halten Sie einmal einen Umgang an der Seite eines zweiten hinkenden Teufels*) oder eines Arztes von ausgedehnter Praxis, und er wird Ihnen Geschichten zuflüstern, daß Sie über das Elend erschrecken und über die Gebrechen erstaunen, von denen die menschliche Natur heimgesucht ist, und an denen die Gesellschaft leidet."

Goethe warf die Frage auf: „Welche Regierung die beste sei?" und antwortete: „Diejenige, die uns lehrt, uns selbst zu regieren." Bei dieser politischen Grundanschauung mußte unser Führer ein Gegner des Sozialismus sein, der in den letzten Jahren Goethes in Frankreich hervorragende Vertreter fand. Nachdem der Meister Schriften des Grafen von Saint Simon, des Begründers des Simonismus, eines der hauptsächlichsten Vorläufer von Karl Marx, gelesen hatte, sagte er zu Eckermann: „Ich dächte, jeder müßte bei sich selber anfangen

*) Der französische Romanschriftsteller Lesage hat in seinem Roman „Le diable boiteux" geschildert, wie dieser hinkende Teufel die Dächer von Madrid abdeckt und dem Dichter zeigt, was sich in der großen Stadt für Schreckensdinge, Elend, Jammer und Schande abspielen.

und zunächst sein eigenes Glück machen, woraus dann zuletzt das Glück des Ganzen unfehlbar entstehen wird. Übrigens scheint jene Lehre mir durchaus unpraktisch und unausführbar. Sie widerspricht aller Natur, aller Erfahrung und allem Gang der Dinge seit Jahrhunderten. Wenn jeder nur als Einzelner seine Pflicht tut und jeder nur in dem Kreise seines nächsten Berufes brav und tüchtig ist, so wird es um das Wohl des Ganzen gut stehen. Ich habe in meinem Berufe als Schriftsteller nie gefragt, was will die große Masse, und wie nütze ich dem Ganzen?, sondern ich habe immer nur dahin getrachtet, mich selbst einsichtiger und besser zu machen, den Gehalt meiner eigenen Persönlichkeit zu steigern und dann immer nur auszusprechen, was ich als gut und wahr erkannt hatte."

Der Unternehmergewinn ist der Lohn für das Wagnis, den selbstständigen Gedanken, die Betriebsleitung, die Zusammenfassung der zur Gütererzeugung erforderlichen Faktoren, die Auswahl der dafür brauchbaren Kräfte, die rechtzeitige Erkenntnis der mit Nutzen anwendbaren technischen Hilfsmittel. Daß der Unternehmergewinn lediglich auf äußeren Glückszufällen beruhe, ist eine Irrlehre aller Sozialisten. Goethe weist sie ab: „Wie sich Verdienst und Glück verketten, das fällt den Toren niemals ein".

Goethes allgemeine Stellung gegenüber dem Sozialismus ist hiernach klar und einleuchtend genug: Jeder soll bei sich selbst mit der Besserung anfangen, dann wird auch die Gesamtheit gedeihen:

Tu nur das Rechte in deinen Sachen!
Das andere wird sich von selber machen.

Unser Führer hat oft die Überzeugung ausgesprochen, daß es verkehrt wäre, die so verschieden gearteten Menschen unter eine große Schablone zu pressen, und daß es besser ist, wenn jeder Einzelne möglichst gut durchzukommen sucht:

Eines schickt sich nicht für alle!
Sehe jeder, wie ers treibe,
sehe jeder, wo er bleibe,
und wer steht, daß er nicht falle!

Man soll sich nicht durch das Hineinreden nichtsnutziger Alles-besser-Wisser und Klugschwätzer anfechten lassen:

Jeder solcher Lumpenhunde
wird vom zweiten abgetan.
Sei nur brav zu jeder Stunde,
niemand hat dir etwas an!

Die Erfahrungen, die wir seit dem November 1918 gemacht haben, beweisen die Richtigkeit der Goethischen Auffassung. Die Irrlehre, als ob das Heil der Allgemeinheit durch die vollkommene Umgestaltung der Staats- und Gesellschaftsordnung, die Beseitigung der persönlichen Verantwortung, die Verstaatlichung und Verstadtlichung der Arbeit herbeigeführt werden könnte, hat die Köpfe verwirrt, Ehrgefühl, Rechtschaffenheit, Sittlichkeit und Vaterlandsliebe sind aus den Herzen gerissen. Der Eigennutz hat den Gemeinsinn weit zurückgedrängt: in einer Zeit, in der nur die weitestgehende Hingabe des Einzelnen an die Gesamtheit Rettung bringen könnte, denken die allermeisten nur noch an sich. Die Regierenden beschwören täglich, die Hände ringend, die Volksmassen, zu arbeiten und ihre Pflicht zu tun, aber vergeblich; denn „alle Laster walten frei . . . ."

Wie könnte es auch anders sein, nachdem seit zwei Menschenaltern den Massen die eigene Arbeit verekelt, die Arbeit aller Nichtproletarier als nichtswürdige Ausbeutung des Arbeiterfleißes dargestellt, der wildeste Klassenhaß gepredigt und die Religion als bloßes Werkzeug des Volksbetrugs in den Schmutz gezogen worden ist? Die Sozialdemokratie hat in jeder Hinsicht das genaue Gegenteil dessen getan, was Goethe uns empfohlen hat:

Mußt dich an eignem Tun ergötzen;
was andre tun, das wirst du schätzen,
besonders keinen Menschen hassen
und das übrige Gott überlassen.

Mehr und mehr stellt sich heraus, daß im allgemeinen die Sozialdemokratie unrecht und Goethe recht hatte. Allerdings ist hier eine Einschränkung zu machen. Die immer weiter fortgeschrittene Arbeitsteilung hat es den Industriearbeitern vielfach sehr schwer, hie und da fast unmöglich gemacht, sich „an eignem Tun zu ergötzen". Es war eine arge Unterlassungssünde, daß man, von immerhin zahlreichen ehrenwerten Ausnahmen abgesehen, nichts oder doch nicht genug tat, um durch Fürsorge für das Geistes- und Gemütsleben der Arbeiter, liebevolle

Wohnungspflege, Garten- und Ackerversorgung, werktätige Förderung eines gesunden Familienlebens usw. einen Ausgleich zu schaffen. Das Versäumte muß nachgeholt werden, und alle Volksfreunde müssen mithelfen.

Im übrigen darf die Sozialdemokratie am allerletzten wegen jener Versäumnis irgend jemand anklagen. War sie es doch, die regelmäßig die Wohlfahrtsbestrebungen arbeiterfreundlicher Unternehmer und Vereine verdächtigte und dadurch andere von der Nachfolge abhielt.

Wenn jetzt den Leuten von H. von Gerlach, der im „glorreichen" November als „deutscher" Demokrat Unterstaatssekretär im preußischen Ministerium des Innern wurde und den Polen die deutsche Ostmark zuschanzte, sowie von der „Freiheit" und ähnlichen Blättern gepredigt wird, daß es nur an den Arbeitern liege, nur an ihrer Kühnheit und Tatkraft, um sich im Handumdrehen das Glück herzustellen, das bereits nicht mehr fern von ihnen sei, so antwortet Goethe jenen Hetzern:

Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen,
deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen!
Harte Bissen gibt es zu kauen,
wir müssen erwürgen oder sie verdauen.

Goethe gibt in der ersten seiner „Episteln" ein köstliches Muster der zahlreichen Schilderungen des Schlaraffenlandes, des wunderbaren Landes Nirgendheim, in denen die sozialistische Gedankenwelt sich widerspiegelt:

Also hört ich einmal, am wohlgepflasterten Ufer
jener Neptunischen Stadt, allwo man geflügelte Löwen
göttlich verehrt, ein Märchen erzählen. Im Kreise geschlossen,
drängte das horchende Volk sich um den zerlumpten Rhapsoden.
Einst, so sprach er, verschlug mich der Sturm ans Ufer der Insel,
die Utopien heißt. Ich weiß nicht, ob sie ein andrer
dieser Gesellschaft jemals betrat; sie lieget im Meere
links von Herkules Säulen. Ich ward gar freundlich empfangen:
in ein Gasthaus führte man mich, woselbst ich das beste
Essen und Trinken fand und weiches Lager und Pflege.
So verstrich ein Monat geschwind. Ich hatte des Kummers
völlig vergessen und jeglicher Not; da fing sich im Stillen
aber die Sorge nun an: wie wird die Zeche dir leider
nach der Mahlzeit bekommen? denn nichts enthielte der Seckel.
Reiche mir weniger! bat ich den Wirt; er brachte nur immer
desto mehr. Da wuchs mir die Angst, ich konnte nicht länger
essen und sorgen und sagte zuletzt: Ich bitte, die Zeche
billig zu machen, Herr Wirt! Er aber mit finsterem Auge
sah von der Seite mich an, ergriff den Knittel und schwenkte
unbarmherzig ihn über mich her und traf mir die Schultern,
traf den Kopf und hätte beinah mich zu Tode geschlagen.
Eilend lief ich davon und suchte den Richter; man holte
gleich den Wirt, der ruhig erschien und bedächtig versetzte:
Also müss es allen ergehn, die das heilige Gastrecht
unserer Insel verletzen und unanständig und gottlos
Zeche verlangen vom Manne, der sie doch höflich bewirtet.
Sollt ich solche Beleidigung dulden im eigenen Hause?
Nein! es hätte fürwahr statt meines Herzens ein Schwamm nur
mir im Busen gewohnt, wofern ich dergleichen gelitten.
Darauf sagte der Richter zu mir: Vergesset die Schläge,
denn ihr habt die Strafe verdient, ja schärfere Schmerzen;
aber wollt ihr bleiben und mitbewohnen die Insel,
müsset ihr euch erst würdig beweisen und tüchtig zum Bürger.
Ach! versetzt ich, mein Herr, ich habe leider mich niemals
gerne zur Arbeit gefügt. So hab ich auch keine Talente,
die den Menschen bequem ernähren; man hat mich im Spott nur
Hans Ohnsorge genannt und mich von Hause vertrieben.
O, so sei uns gegrüßt! versetzte der Richter; du sollst dich
oben setzen zu Tisch, wenn sich die Gemeinde versammelt,
sollst im Rate den Platz, den du verdienest, erhalten.
Aber hüte dich wohl, daß nicht ein schändlicher Rückfall
dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabscheit
oder das Ruder bei dir im Hause finde, du wärest
gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.
Aber auf dem Markte zu sitzen, die Arme geschlungen
über dem schwellenden Bauch, zu hören lustige Lieder
unserer Sänger, zu sehn die Tänze der Mädchen, der Knaben
Spiele, das werde dir Pflicht, die du gelobest und schwörest.
So erzählte der Mann, und heiter waren die Stirnen
aller Hörer geworden, und alle wünschten des Tages
solche Wirte zu finden, ja solche Schläge zu dulden.

Goethe war sich über die Gefahr, die durch die politischen Schwärmereien hervorgerufen wird, durchaus klar. Er vergleicht solche Vorspiegelungen mit derjenigen, die durch die Ausgabe geringwertiger Münzen erfolgt:

Fürsten prägen so oft auf kaum versilbertes Kupfer
ihr bedeutendes Bild; lange betrügt sich das Volk.
Schwärmer prägen den Stempel des Gifts auf Lügen und Unsinn —
wem der Probierstein fehlt, hält sie für redliches Gold.

Ja, unser großer Meister sähe es am liebsten, wenn die Schwarmgeister, die das politisch so kurzsichtige Volk durch ihre Irrlichtereien in den Sumpf führen, rechtzeitig beseitigt werden könnten:

Jegliche Schwärmer schlagt mir ans Kreuz im dreißigsten Jahre!
Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrogne der Schelm.

Heute sind die Leute obenauf, die dem Volk Schlaraffenideale vorschwindeln und es dadurch unfähig machen, die harten Bissen der Wirklichkeit zu kauen und zu verdauen, so daß die ernste Gefahr entsteht, daß wir „erwürgen", was unseren Feinden schon recht wäre. Da ist z. B. der deutschfeindliche Lette Ballod, bisher Professor an der Berliner Universität, an der noch der deutschfeindliche Pole Brückner lehrt. Er hat es (obgleich er gar nicht in Berlin wohnte) zum unabhängig-sozialdemokratischen Berliner Stadtrat, zum Beirat unserer Regierung und zu anderen hohen Ämtern und Würden gebracht; jüngst ist er nach Riga übergesiedelt, um daselbst bei der Erwürgung des Deutschtums, das Bildung und Gesittung nach Livland gebracht und dort 700 Jahre lang gepflegt hat, mitzuwirken. In seinem für die „Allerneusten" maßgebenden Buch lehrt Ballod, daß nach Durchführung der unabhängig-sozialdemokratischen Staatsordnung alle Menschen nur noch vom 17. bis zum 22. Lebensjahre zu arbeiten brauchen, um sich dann dem Lebensgenuß aller Art zu widmen. Über dieses „Lebensideal" unserer heutigen Revolutionäre fällt Goethe im Faust das vernichtende Urteil: „Genießen macht gemein!" In Wilhelm Meisters Lehrjahren wird der Grundsatz verkündet: „Tätig zu sein ist des Menschen erste Bestimmung!" Im Tasso stellt Goethe, durch Antonio vertreten, die unvergängliche Wahrheit fest:

Des Lebens Mühe
lehrt uns allein des Lebens Güter schätzen.

Eines der tiefsinnigsten Worte Goethes ist das oft angeführte, selten richtig verstandene aus dem Westöstlichen Divan:

Und solang du das nicht hast,
dieses: Stirb und werde!
bist du nur ein trüber Gast
auf der dunklen Erde.

Es besagt nichts anderes, als daß es darauf ankommt, sich und all seine Lebenskraft mit vollem Bewußtsein und Verständnis durch „fortwährende Tätigkeit" immer aufs Neue völlig hinzugeben, um so die eigene Persönlichkeit zu gestalten, also zu „werden", was gerade dieser Mensch auf Grund der gegebenen Kräfte und Umstände werden kann. „Ein unnütz Leben ist ein früher Tod!"

Gegenüber dem Sozialismus, der das Recht des Einzelnen für nichts achtet, der den Menschen zu einem bloßen Rädchen in der ungeheuren Maschinerie machen will, gegenüber dem Sozialismus, der „die Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt", d. h. etwas, was im schärfsten Widerspruch mit der Welt der wirklichen Tatsachen steht, die sittliche Gleichstellung Jesu Christi und eines viehischen Massenmörders, die politische Gleichstellung Bismarcks und eines der durch den Reichswehrminister Noske berühmt gewordenen „20 jährigen Großmäuler", die geistige Gleichstellung Goethes und eines blöde lallenden Trottels gewaltsam erzwingen, also jede Eigenart des Seins, des Denkens und Handelns ertöten will — diesem Sozialismus gegenüber gelten Goethes tiefe Worte: „Man muß etwas sein, um etwas zu machen" und vor allem:

Volk und Knecht und Überwinder,
sie gestehn zu jeder Zeit:
höchstes Glück der Erdenkinder
sei nur die Persönlichkeit.

Nach Goethes Auffassung ist der Sozialismus als System der allgemeinen Gleichheit, mit der die grundsätzliche Ablehnung alles dessen, was über das Durchschnittsmaß hinausragt, untrennbar verknüpft ist, eine Barbarei, ja die eigentliche Barbarei überhaupt. Denn er sagt zutreffend: „Worin besteht die Barbarei anders als darin, daß man das Vortreffliche nicht anerkennt?" Dieses aber kann sich nur durch seine Betätigung als solches bewähren. Selbst die göttliche

Persönlichkeit erweist sich als solche, als Weltschöpfer und Weltbeherrscher gerade dadurch, daß „ihr keiner der Geringste ist“, daß sie, über Kastensonderung und Kastengeist hoch erhaben, auch den Ärmsten, die von den Hochmütigen verachtet werden, ihr unverkürztes Menschenrecht zuteil werden läßt. Wir vernehmen durch Goethe, wie der indische Paria seinem Gott dankt:

Großer Brahma! Nun erkenn ich,
daß du Schöpfer bist der Welten!
Dich als meinen Herrscher nenn ich,
denn du lässest Alle gelten.

Unser Dichter hat oft die sich bietenden Gelegenheiten benutzt, um mit einfachen Leuten aus dem Volke zu verkehren. Über den hierbei gewonnenen Eindruck schrieb er z. B. (in Übereinstimmung mit Äußerungen an Schönborn 1770 und in Werthers Leiden) 1777 aus Goslar an Charlotte von Stein: „Wie sehr ich wieder Liebe zu der Klasse Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber vor Gott gewiß die höchste ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit (wir sagen heute: Schlichtheit), Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden, Ausharren.“ (Unsere Arbeiterkreise würden sich heute sehr lebhaft dagegen verwahren, daß man einem ihrer Klassengenossen alle aufgeführten Eigenschaften als „Tugenden“ anrechne. Aber es wäre ein Unrecht, wollte man den eingetretenen Wandel, insoweit er zu beklagen ist, insbesondere die für Deutschland so verhängnisvoll gewordene Klassenhaß-Hetze, den Arbeitern allein Schuld geben.) Goethe will „das Elend und die Gebrechen, an denen die Gesellschaft leidet“, die sozialen Übelstände, die er so scharf kennzeichnet, nicht etwa als unabänderliche Begleiterscheinungen des menschlichen Schicksals hinnehmen, sondern er verlangt von den Besitzenden und Gebildeten Mitgefühl für die Mühseligen und Beladenen, das sich kräftig bekunden und betätigen muß. Er warnt sie eindringlich: „Fürchterlich ist einer, der nichts zu verlieren hat.“

Schon der gütige Zuspruch ist von Wert:

Wenn der schwer Gedrückte klagt:
Hilfe, Hoffnung sei versagt,
bleibet heilsam fort und fort
immer noch ein freundlich Wort.

Es sähe unendlich viel besser bei uns aus, wenn die oberen Volkskreise diese Wahrheit erkannt und darnach gehandelt, wenn sie die Männer und Frauen der Arbeiter-, Handwerker-, Bauern- und Unterbeamtenkreise stets als gleichberechtigte Mitmenschen behandelt und ihnen (im eigentlichen und übertragenen Sinne!) die Hand gegeben hätten, um die Kluft zu überbrücken und jene zu sich heranzuziehen. Hier sind schwere Unterlassungssünden zu beklagen, die sich bereits bitter gerächt haben. . .

Aber das Wort muß Tat werden, das menschenfreundliche oder, wie wir es heute ausdrücken, das soziale Empfinden muß sich in werktätiger Hilfe auswirken (wie sie Goethe selbst bei jeder Gelegenheit in großherzigster Weise ausgeübt hat, besonders gegenüber Handwerksburschen, weil er mit solchen oft gemeinsam gewandert war):

Edel sei der Mensch,
hilfreich und gut!
Denn das allein unterscheidet ihn
von allen Wesen, welche wir kennen.

Es kommt darauf an, die ernsten sittlichen Pflichten des Besitzes zu erfüllen. Schon im Götz von Berlichingen heißt es: „Geben ist Sache des Reichen.“ Dann zugleich lebensklug und gütig in dem Spruch „Wie du mir, so ich dir“:

Mann mit zugeknöpften Taschen,
dir tut niemand was zu lieb.
Hand wird nur von Hand gewaschen.
Wenn du nehmen willst, so gib!

Ferner so wahrhaft christlich in Hermann und Dorothea:

Guten Menschen, fürwahr, spricht oft ein himmlischer Geist zu,
daß sie fühlen die Not, die dem armen Bruder bevorsteht.

Von hier aus gelangen wir auch zum richtigen Verständnis des großen „Faust“-Wortes:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
erwirb es, um es zu besitzen!

Wie soll das geschehen? Goethe sagt es klar und einleuchtend: „Jeder suche den Besitz, der ihm von der Natur, von dem Schicksal gegönnt war, zu erhalten, zu steigern, er greife mit allen seinen Fähigkeiten so weit umher, als er zu reichen fähig ist; immer aber denke er

dabei, wie er andere daran will teilnehmen lassen; denn nur insofern werden die Vermögenden geschätzt, als andere durch sie genießen."

Goethe entwickelt in seinem großen sozialen Roman „Wilhelm Meisters Wanderjahre" einen umfassenden Plan für den Neuaufbau der Gesellschaft auf der Grundlage eines idealen „Sozialismus", der jedoch mit alledem, was sich heute so benennt, nichts gemein hat, der sogar geradezu das Gegenteil des sozialdemokratischen Zukunftsideals insofern darstellt, als er nicht wie jene Volksbeglücker das Faulenzen, sondern „unermüdete Tätigkeit" predigt. Die Gleichberechtigung aller Bürger, die zu Goethes Zeiten noch ein Zukunftsideal war, inzwischen aber durch uns Liberale erkämpft worden ist, sollte in der neuen Gesellschaft, die zunächst durch eine Vereinigung den anderen voranschreitender Menschen dargestellt wird, den leitenden Grundsatz bilden. In diesem Bunde, der sich „das Band" nennt, besteht brüderliches Zusammenwirken der oberen und niederen Stände, der Edelleute und Künstler, der Handwerker und Arbeiter für den gemeinen Nutzen, eine sittliche Volksgemeinschaft Aller in Staat und Gemeinde, eine Vereinigung der Gebildeten und Besitzenden mit den Arbeitern zu gemeinsamer Arbeit. Hier ist die einzige Möglichkeit gezeigt, um uns nach unserm tiefen Falle wieder emporzuarbeiten. Die Zwietracht, unser altes Erbunglück, diesmal als Klassenhaß und Klassenkampf aufgetreten und von volks- und landfremden Hetzern geschürt, hat uns in den Abgrund gestürzt — nur in Eintracht, „brüderlich mit Herz und Hand" einer den andern stützend, können wir uns wieder erheben. Ein geläutertes Christentum von Goethischer Tiefe und Weitherzigkeit (er selbst nennt es einmal „ein Christentum der Gesinnung und der Tat") gibt den Teilnehmern des „Bandes" die seelische Kraft zum Durchhalten auch in den Tagen schwerer Prüfungen. Eine Hauptaufgabe des „Bandes" ist die Erziehung des Nachwuchses seiner Eigenart entsprechend, die Ausbildung jedes Einzelnen zur Betätigung im gewählten Beruf und zur allgemeinen geistigen, körperlichen, militärischen und sittlichen Tüchtigkeit. Hierbei legt Goethe das Schwergewicht auf die Erweckung der Ehrfurcht, die, wie Chamberlain schlagend nachweist, den Kern und Stern der

gesamten Goethischen Welt- und Lebensauffassung bildet: der Ehrfurcht „vor dem, was über, vor dem, was neben, und vor dem, was unter uns ist, gipfelnd dann in der die anderen drei umfassenden vierten Ehrfurcht vor sich selbst". (In einem Gespräch mit Boisserée äußerte sich Goethe mit größter Schärfe gegen den „Dünkel" und die „Dreistigkeit", die durch das neue „verfluchte Erziehungswesen" schon in den „kleinen Buben" erregt werden, da falle „aller Respekt, alles weg, was die Menschen untereinander zu Menschen macht". Und er fügte hinzu: „Was wäre denn aus mir geworden, wenn ich nicht immer genötigt gewesen wäre, Respekt vor Andern zu haben!") Darum werden in der „pädagogischen Provinz" der „Wanderjahre" Alle in und zu dem „großen Begriff der Pflicht" erzogen, der heute den Massen abhandengekommen ist, weil ihre Führer oder richtiger Verführer ihnen seit Jahrzehnten immer nur von ihren Rechten erzählten und das Wort „Pflicht" nur dann in den Mund nahmen, wenn es sich um die Pflicht handelte, pünktlich und reichlich an die Partei und die Streikgewerkschaften zu zahlen, um eben dieselben Verführer ausgiebig für ihre Hetztätigkeit zu belohnen.

Goethe will die Volksgemeinschaft auf Gemeinsinn aufbauen, der in der Tat die einzige haltbare Grundlage dafür ist. Die Sozialdemokratie hat genau umgekehrt die Massen, denen sie als Endziel der Bewegung den „Sozialismus", die völlige Wirtschafts- und im wesentlichen auch Gütergemeinschaft hinstellte, durch die unausgesetzte einseitige Betonung der „Magenfrage", durch die ständige Predigt „Möglichst wenig Arbeit bei möglichst hohem Lohn!" zur Selbstsucht anstatt zur Selbstzucht erzogen, so daß der heutige sittliche Zusammenbruch der Sozialdemokratie nur die unausbleibliche Folge einer solchen planmäßigen Massenverbreitung einer Gesinnung ist, die zur „Sozialisierung" paßt wie die Faust aufs Auge. Alle unbefangenen wissenschaftlichen Forscher, ja sogar alle ernsthaften Sozialisten stimmen darin überein, daß die unerläßliche Voraussetzung für eine irgendwie „sozialistische", d. h. den Eigennutz als bestimmenden Antrieb mehr oder weniger ausschaltende Neuordnung des Staates und der Volkswirtschaft eine weitgehende Steigerung und Ausbreitung des Gemeinsinns in der Bevölkerung wäre. „Goethe als Erzieher" des deutschen Volkes hätte es, soweit es überhaupt möglich war, auf

eine höhere Stufe menschlichen Wesens gehoben, Marx, Engels, Lassalle, Bebel, Singer, Scheidemann, Haase, Bernstein, Herzfeld, Rosenfeld, Oskar Cohn und Genossen haben in den deutschen Arbeitermassen unter klingenden Redensarten das dem Deutschen von Hause aus eigene ideale Streben vernichtet und die Geistesrichtung zur herrschenden gemacht, die durch den verbrecherischen Aufruhr im Augenblick der größten Entscheidung der Weltgeschichte das eigene Vaterland der feindlichen Erdrosselung auslieferte und (wie der „Vorwärts" selbst klagte) „aus der Revolution eine Lohnbewegung machte". Unsaubere Geister haben unsere bedauernswerten Volksgenossen aus dem Arbeiterstande so sehr verblendet, daß ihnen die ganze Politik als „Lohnbewegung" erschien – mit dem Ergebnis, daß ihnen künftig die in allen Weltteilen als schmutzige Knicker bekannten englischen und amerikanischen Großkapitalisten den Lohn zumessen werden, es sei denn, wir Deutschen erkämpfen uns eines Tages wieder menschenwürdige Lebensbedingungen:

Drum faßt Euch wacker! Eines Vaters Kinder Ihr!
Wer falle? stehe? kann Euch wenig Sorge sein.

*

Wilhelm Meisters Wanderjahre wurden 1829 vollendet. Jetzt ist die Zeit gekommen, um die großen sozialen Gedanken, die Goethe darin niedergelegt hat, zu verwirklichen. Lenardo, der im Namen Goethes spricht, nennt den Grundbesitz das Erste und Beste, was dem Menschen werden könne, und sagt weiter, jeder solle „seinen Besitz festhalten, aber sich nur als dessen Verwalter betrachten". Goethe stellt somit dem bis dahin betonten Recht des Besitzes die Pflichten des Besitzes gegenüber... Es hat einen hohen Reiz nachzusehen, wie die heutigen politischen Parteien sich zu dieser ihrer Zeit weit vorauseilenden Goethischen Forderung stellen. In den eigenen Reihen der Parteien wogt augenblicklich ein scharfer Kampf der Meinungen um die aufzustellenden Grundsätze. Bis jetzt, wo diese Zeilen in Druck gehen, liegen zum Vergleich leider nur die Grundsätze der Deutschen Volkspartei vor, indes kommen gerade sie hier vor allem in Betracht, einmal weil diese Partei als erste mit einer endgültigen Fassung ihrer Grundsätze vor den Parteitag trat und sie durch einstimmigen Beschluß bestätigt erhielt, andererseits aber weil

ihre Auffassung sich durchaus mit dem Goethischen Gedanken deckt. In den erwähnten „Grundsätzen" ist gesagt: „Die Deutsche Volkspartei hält fest an dem Recht auf Privateigentum und dem gesetzlichen Erbrecht der engeren Familie. Der Besitz ist als anvertrautes Gut zu behandeln, das zu fruchtbarem Schaffen verpflichtet." Und weiter: „Alle deutschen Familien, insbesondere die kinderreichen, sollen möglichst eine ihren Bedürfnissen entsprechende Wohn- und Wirtschaftsheimstätte erhalten."

Goethes „Band" aber erlebt seine Auferstehung in der großen „Arbeitsgemeinschaft" aller Deutschen, die beruhen soll auf der „innerlichen Gleichberechtigung aller Volksgenossen und sittlichen Überwindung aller Gegensätze zwischen den verschiedenen Bevölkerungsklassen, zwischen Stadt und Land, Unternehmern und Mitarbeitern". Es ist ein in der Geschichte einzig dastehender Fall, daß eine politische Partei die von dem größten Geist der Nation vor einem Jahrhundert für die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung gewiesenen Wege beschreitet. Möge die Größe und Eigenart des Vorganges von guter Vorbedeutung für das Gelingen des begonnenen Werkes sein!

7. Goethe und das Deutschtum.

Goethe hat deutschtümelnde Einseitigkeiten und Übertreibungen nicht selten scharf abgewiesen und gelegentlich sogar (angesichts der damaligen grauenhaften Verhältnisse) den Hoffnungen auf eine Entwicklung der Deutschen zu einer „Nation" im politischen Sinne die Berechtigung abgesprochen. Er nahm in weitgehendem Maße teil an der weltbürgerlichen Strömung, die das geistige Deutschland jener Tage beherrschte, und die sich in unserer Zeit als für uns lebensgefährlich erwiesen hat. Er nahm auch teil an dem verhängnisvollen Irrtum, als ob der (im Versailler Mordvertrag zur höchsten Auswirkung gelangte) Nationalhaß mit dem Steigen der Kultur „ganz verschwinde". Goethe hat endlich mehrfach dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß eine „Weltliteratur", eine über alle Landesgrenzen hinausreichende Gemeinschaft geistiger Bestrebungen im Werden sei. Man hat aus alledem die Folgerung herleiten wollen, ihm sei eigentlich am Deutschtum nicht viel

gelegen gewesen. Das ist ein schweres Unrecht. Schon der achtjährige Wolfgang war, als die Franzosen bei Frankfurt gesiegt hatten, mit ganzem Herzen auf Seiten seines Vaters, der dem Königsleutnant Grafen Thoranc zurief: „Ich wollte, die Preußen hätten euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren sollen!“ Goethe sagte selbst von sich, er sei „ein Mann, der nicht anders als deutsch sein könnte“. Er nennt sich einen „wahrhaft vaterländisch gesinnten Mann“ und klagt darüber, daß der deutsche Schriftsteller unter dem Mangel an einer nationalen Kultur leide, weil „die Bildung der höheren Klassen durch fremde Sitten und ausländische Kultur, soviel Vorteile sie uns gebracht hat, doch gehindert hat, daß der Deutsche sich als Deutscher fühlen konnte“.

Goethe ist frei von der bei uns heute wieder weitverbreiteten ekelhaften Krankheit der Ausländerei. Es entspricht seiner Gesinnung, wenn es im „Faust“ heißt: „Das Vaterland verleiht die allerbesten Gaben.“ Daß Italien der Entwicklung Goethes als Mensch und Dichter den entscheidenden Abschluß gab und von ihm seinem hohen Werte gemäß geschätzt wurde, ist bekannt. Aber er vergaß nie, worin es hinter unserm Vaterlande zurücksteht:

Das ist Italien, das ich verließ. Noch stäuben die Straßen,
noch ist der Fremde geprellt, stell er sich, wie er auch will.
Deutsche Redlichkeit suchst du in allen Winkeln vergebens;
Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht.

Goethe hat in seinen jüngeren Jahren zuweilen über die Sprödigkeit der deutschen Sprache als Rohstoff für den Dichter unmutige Worte gesprochen. Später aber sagte er mit Recht: „Die deutsche Sprache ist auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem jeden in die Hand gegeben ist, sowohl in Prosa als in Rhythmen und Reimen sich dem Gegenstande wie der Empfindung gemäß nach seinem Vermögen glücklich auszudrücken.“ Zu dieser außerordentlichen Steigerung der Ausdrucksfähigkeit unserer Sprache hat Goethe selbst nächst Luther am meisten beigetragen. Er hat seine Liebe und Hochschätzung für unsere herrliche Muttersprache dadurch betätigt, daß er bei Neuausgaben seiner Werke die Fremdwörter mehr und mehr ausmerzte, was wir alle uns zum Vorbild nehmen sollten. Er empfahl den

Deutschen, auf die „Reinigung und Bereicherung“ ihrer Sprache Bedacht zu nehmen, und den Ausländern, Deutsch zu lernen, da wir die gediegensten Werke aller Völker in vortrefflichen deutschen Ubersetzungen besitzen, und man somit durch unsere Vermittlung sämtliche Literaturen genießen kann.

Goethes Verhältnis zur französischen Sprache bot neuerdings dem Präsidenten der französischen Republik (zugleich Mitglied der Französischen Akademie) Gelegenheit zur Betätigung seiner Gelehrsamkeit und seiner Wahrheitsliebe. Bei der Wiedereröffnung der uns mit allem Andern geraubten und nunmehr in schlechtes Französisch übersetzten alten deutschen Universität Straßburg folgte Poincaré dem üblen Beispiel seines allerdings noch ungebildeteren deutschen Amtsgenossen Ebert und beschwor den Geist des berühmtesten Straßburger Studenten, um unserm Altmeister zur höheren Ehre Frankreichs eine Lüge anzuhängen. Der 1911 als Verkörperung der Kriegshetze zur höchsten Macht Berufene erzählte, Goethe sei nach Straßburg gegangen, „um sein Französisch zu vervollkommnen, das er als seine zweite Muttersprache angesehen habe“. In Wirklichkeit sagt Goethe in „Dichtung und Wahrheit“, er habe Straßburg zur zweiten Universität gewählt, um sich der französischen Sprache, die „mir ohne Grammatik und Unterricht durch Umgang und Ubung wie eine zweite Muttersprache zu eigen geworden, mit größerer Leichtigkeit bedienen zu lernen“. Unser Dichter stellt also lediglich die Tatsache fest, daß er das Französische ebenso gelernt hatte und ebenso beherrschte wie das Deutsche, während der lügnerische Franzose Goethe unterzuschieben sucht, die Sprache unserer Erbfeinde stehe in seiner Schätzung der deutschen gleich. Die unerhörte Dreistigkeit der Fälschung ergibt sich auch dem Oberflächlichsten, sobald er die betr. Stelle bei Goethe weiterliest: „Straßburg bewirkte es, daß ich dort gerade das Umgekehrte von meinen Hoffnungen erfahren und von dieser Sprache, diesen Sitten eher ab- als ihnen zugewendet werden sollte . . ., daß ich von der französischen Seite auf die deutsche herübergetreten . . . So waren wir denn an der Grenze von Frankreich alles französischen Wesens auf einmal bar und ledig. Ihre Lebensweise fanden wir zu bestimmt und zu vornehm, ihre Dichtung zu kalt, ihre Kritik vernichtend, ihre Philosophie abstrus und doch unzulänglich . . . Wir faßten daher

den umgekehrten Entschluß, die französische Sprache gänzlich abzulehnen und uns mehr als bisher mit Gewalt und Ernst der Muttersprache zuzuwenden."

Über die „zweite Muttersprache" Goethes hat er uns im „Wilhelm Meister" seine Meinung offen gesagt: „Zu Reservationen, Halbheiten und Lügen ist es eine treffliche Sprache; sie ist eine perfide Sprache! Ich finde, Gott sei Dank, kein deutsches Wort, um perfid in seinem ganzen Umfang auszudrücken. Unser armseliges „treulos" ist ein unschuldiges Kind dagegen. Perfid ist treulos mit Genuß, mit Übermut und Schadenfreude. Französisch ist recht die Sprache der Welt, wert, die allgemeine Sprache zu sein, damit sie sich nur alle untereinander recht belügen und betrügen können." Dem Geschichtsfälscher Poincaré wird es nicht an Nachfolgern fehlen. Mögen darum die treuen Volksgenossen in den besetzten und geraubten Stücken des deutschen Sprachgebiets ihre Schuldigkeit tun und die kernigen Worte Goethes in die Hand aller deutschen Brüder und Schwestern bringen! . . .

H. St. Chamberlain führt treffend aus, daß jene, die Goethe Mangel an deutscher Gesinnung nachzusagen wagen, durch die Tatsache widerlegt werden, daß von Goethe in einer langen Reihe von unsterblichen Meisterwerken das Deutschtum in aller seiner Kraft und Größe und kernigen Eigenart unübertrefflich und in einer Gesinnung, in einem Geiste dargestellt worden ist, die eben nur aus der tief innerlichen Deutschheit dieses Dichters zu verstehen sind. Da ist der volkstümlich-urwüchsige Götz von Berlichingen, in dem die stolze Kraft deutschen Rittertums — allerdings des zu Ende gehenden Rittertums gleichsam im Scheine der Abendröte — vor uns steht; sodann Goethes großes Geschichtswerk „Dichtung und Wahrheit", in dem er uns die Jahrzehnte, in denen das deutsche Volk sich geistig zu seiner größten Höhe emporhob, am Faden seines eigenen Lebens in wunderbar tiefer, umsichtiger, das ganze Volksleben durchleuchtender Darstellung vorführt. Welch farbenreiches, die stärksten Gemütswerte in sich tragendes Bild des kernhaften deutschen Bürgertums gibt „Hermann und Dorothea"! Thomas Carlyle, ein unwandelbar vornehm denkender Engländer, bei dessen Namen seine heutigen Volksgenossen erröten würden, wenn sie das Erröten nicht längst verlernt hätten, sagt von „Hermann und Dorothea", daß nur dieses eine Werk zu bleiben brauche, um

dem deutschen Volke für alle Zeiten ein unvergeßliches Ehrendenkmal zu setzen. Die Gesinnung von 1813, von 1870, vom August 1914, die Gesinnung, die wir auch heute brauchen, um wieder ein deutsches Vaterland zu erlangen, ist deutlich ausgesprochen in Hermanns Worten:

„Wahrlich, wäre die Kraft der deutschen Jugend beisammen,
an der Grenze verbündet, nicht anheimgegeben den Fremden,
o, sie sollten uns nicht den herrlichen Boden betreten!"

„Egmont" ist durchweht von dem echt niederdeutschen Wesen der durch unsern Zusammenbruch wieder unter das Joch minderwertiger Französlinge geratenen Vlamen. Wir entnehmen dem durch und durch deutschen Werk den Zuruf, den heute an so manchen „Deutschen" Demokraten zu richten sehr angebracht erscheint:

„Unglücklicher! und rührt dich deines Vaterlandes Geschick
nicht? der wachsende Tumult nicht?"

Auch „Iphigenie" ist hier zu nennen, da in diesem Schauspiel unter den Namen griechischer Heldengestalten deutscher Geist und christliches Empfinden einen starken, ergreifenden Ausdruck gefunden hat. Goethes größtes Werk endlich, der „Faust", ist auch sein deutschestes.

Grundsätzlich hat sich Goethe dem Jenaer Professor Heinrich Luden gegenüber wiederholt über seine Stellung in vaterländischer Hinsicht ausgesprochen. Er sagte zu ihm: „Deutschland ist und bleibt auf ewig das wahre Vaterland meines Herzens und Geistes." Er erklärt ihm in warmen Worten (s. S. 80), daß er an die Zukunft Deutschlands glaube, und sagt dem deutschen Volke ein großes Schicksal, eine große Bestimmung voraus. Luden gebraucht einmal im Gespräch das Wort „Menschheit". Goethe erwidert: „Die Menschheit, das ist eine Abstraktion, es hat von jeher nur Menschen gegeben und wird nur Menschen geben." In der Tat, das Wort „Menschheit" ist eines der vielen Wörter, die nur Begriffe, Gedankengebilde, nicht aber in der Wirklichkeit vorhandene, greifbare Erscheinungen bezeichnen. Betrachtet man z. B. eine wissenschaftlich genaue Bildertafel, auf der die äußere Erscheinung der verschiedenen Menschenrassen dargestellt ist, so erkennt man ohne weiteres, daß von einer „Gleichheit aller Menschen", von einer Menschheit als etwas seinem Wesen nach Zusammengehörigen nicht die Rede sein kann. Die berühmte

Fichtische „Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt", schwebt schon wegen der unendlichen Verschiedenheit der Menschenantlitze völlig in der Luft. Viel größer aber ist die innere Mannigfaltigkeit. Die Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Rassen und Völkern sind ungeheuer. Sie sind uns durch das, was wir neuerdings erlebt haben, wieder scharf eingeprägt worden, namentlich der Unterschied zwischen dem deutschen Volke und den Völkern, die unsere Feinde waren, sind und bleiben, so daß wir in Deutschland im Anschluß an Goethes treffenden Ausspruch das Wort „Menschheit" am besten nicht mehr in den Mund nehmen. Wir können uns nicht in einer Einheit, die man „Menschheit" oder wie sonst immer nennen mag, zusammengehörig fühlen mit denen, die an uns den größten Betrug der Weltgeschichte verübt haben, mit denen, die uns vorgespiegelt haben, daß sie mit uns Frieden schließen wollten unter gerechten Bedingungen nach dem Grundsatz des „Selbstbestimmungsrechts", und die statt dessen durch den Schandvertrag von Versailles den Krieg, besonders den Aushungerungskrieg gegen Deutschland verewigt und 10½ Millionen Deutsche gegen ihren Willen wie eine Hammelherde unter das schimpfliche Joch der Fremdherrschaft gezwungen haben. „Betrug war alles, Lug und Schein", wie der Teufelsspuk in Auerbachs Keller. Diejenigen, die dieses ungeheure Verbrechen verübt haben, können wir als „Menschen" im wirklichen Sinne des Wortes nicht anerkennen, da jeder einzelne der 440 Artikel des Mordvertrages unmenschlich ist. Das Verbrechen von Versailles ist ein unanfechtbarer Beweis dafür, wie sehr Goethe recht hatte, als er den verwirrenden Ausdruck „Menschheit" bestimmt ablehnte.

Das Goethe-Wort, von dem wir oben ausgingen, widerspricht einer nur physiologischen Behandlung der Frage, aber sein Urheber wird mehr und mehr als ein unendlich tieferer „Naturerforscher" erkannt denn die Mehrzahl derer, die „Naturforscher" von „Beruf" sind. Wie Goethe auf Grund fortschreitender Erkenntnis die verhängnisvolle „Menschheits"-Irrlehre berichtigt hat, so hat er auch seine früheren Zweifel an der Einigung Deutschlands später überwunden. Am 23. Oktober 1828 sagte er zu Eckermann: „Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das ihrige tun. Vor allem aber sei es eins in Liebe untereinander, und immer sei es eins gegen den auswärtigen Feind!" Dann erklärte er sich für die weitestgehende wirtschaftliche Vereinheitlichung Deutschlands. Dem Zweifel daran allerdings, ob unsere über alle Teile des Reichs gleichmäßig verbreitete Volkskultur und unser Wohlstand durch die Schaffung eines deutschen Einheitsstaats nicht leiden würde, gab Goethe auch als Greis noch Ausdruck. Erst die Erfahrungen der jüngsten Zeit haben der Erkenntnis, daß wir der unseren Feinden von jeher überaus nützlichen einzelstaatlichen Zersplitterung ein Ende machen, aber die geistige Eigenart der Stämme weiterpflegen müssen, bei allen Einsichtigen zum vollen Durchbruch verholfen.

Goethe tritt als unser Erzieher auf, indem er uns auf unsere großen Mängel, die uns schon so oft ins Unglück geführt haben, hinweist. So sagt er: „Es liegt in der deutschen Natur, alles Ausländische in seiner Art zu würdigen und sich fremder Eigentümlichkeit zu bequemen." Und ein andermal: „Der Sinn für Gerechtigkeit kann zu einem kranken Gefühl entarten." Das erinnert an Klopstocks ernste Mahnung: „Nie war, gegen das Ausland, ein andres Land gerecht, wie du! Sei nicht allzu gerecht! Sie denken nicht edel genug, zu sehen, wie schön dein Fehler ist." Goethe kommt wiederholt auf seine so berechtigte Warnung vor dem selbstmörderischen Streben der Deutschen, unter allen Umständen gegen jedermann (also auch gegen den, der grundsätzlich soweit möglich nur tut, was ihm nützt) Recht und Billigkeit zu üben, zurück. Er sagt:

Töricht ists, in allen Stücken billig sein; es heißt
sein eigen Selbst zerstören.

Und volkstümlich spricht er den gleichen Gedanken so aus: „Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen!" Wir Deutschen haben uns so lange und so gründlich grün gemacht, daß die Ziegen heute schon dabei sind, uns zu fressen. Werden die Volksgenossen nun nicht endlich begreifen, daß wir unserm großen Seher folgen müssen, wenn wir nicht aus der Reihe der Völker verschwinden wollen? . . .

Goethe weist darauf hin, wie die Deutschen sich absondern, sich trennen, weil es ihnen im Gegensatz zu den anderen Völkern an Zusammenhang fehlt: „Den Deutschen ist nichts daran gelegen, zusammenzubleiben. Jeder, sei er auch, welcher er wolle, hat sein Eigenes für sich, das er sich nicht gern möchte nehmen lassen. Franzosen und

Engländer halten weit mehr zusammen und richten sich nacheinander. In Kleidung und Betragen haben sie etwas Übereinstimmendes ... Die Deutschen gehen jeder seinem Kopf nach, jeder sucht sich selber genugzutun; er fragt nicht nach dem andern. Denn in jedem lebt, wie Guizot richtig gefunden hat, die Idee der persönlichen Freiheit, woraus dann viel Treffliches hervorgeht, aber auch viel Absurdes." Goethe hält uns – mit Recht, müssen wir heute sagen – in bestimmter Hinsicht die Engländer als Muster vor: „Könnte man dem Deutschen nach dem Vorbilde der Engländer weniger Philosophie und mehr Tatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis beibringen, so würde uns schon ein gut Stück Erlösung zuteil werden." Er wiederholt diesen Gedanken in den mannigfaltigsten Formen. So sagt er zu Eckermann: „Während die Deutschen sich mit Auflösung philosophischer Probleme quälen, lachen uns die Engländer mit ihrem großen praktischen Verstande aus und gewinnen die Welt."

Eine Mahnung, die man im Jahre 1918 hätte befolgen sollen, spricht Goethe aus, wenn er sagt, der Deutsche laufe „keine größere Gefahr, als sich mit und an seinen Nachbarn zu steigern". Es sei vielleicht „keine Nation geeigneter, sich aus sich selbst zu entwickeln, weswegen es ihr zum größten Vorteil gereichte, daß die Außenwelt von ihr so spät Notiz nahm". Nun hat man uns politische Formen, die für andere Völker vielleicht passen mögen, aufgedrängt, indem man uns sagte, wir würden „das Vertrauen der Welt wiedergewinnen", wenn wir unsere politischen Einrichtungen nach dem Muster der fremden Staaten umgestalteten. Alsbald erwies sich Goethes Warnung als nur zu begründet. Die Nachäffung der Anderen, die Übernahme von Einrichtungen, die nicht bei uns gewachsen waren und für uns nicht paßten, wurde der Anfang unseres Unglücks . . .

Ist es endgültig? Nein, sagt Goethe, der sich schon in zahllosen Fällen als unser größter Seher erwiesen hat. Unter allen Ausdeutungen seines zunächst so geheimnisvoll erscheinenden „Märchens" hält nur die Baumgartsche der eindringlichen Prüfung Stich: „Es handelt von dem deutschen Vaterlande; es stellt dar, wie innerhalb der ungenügenden und hoffnungslosen Zustände des Deutschen Reiches die Kräfte der Nation, durch die folgenreichsten Anregungen geweckt, sich in immer bedeutsamerer Tätigkeit zu regen beginnen, wie sie mit immer klarer werdendem Bewußtsein sich alle gemeinsam immer mehr einer großen Aufgabe zuwenden; in einer wahrhaft poetischen Vision läßt es alle diese vereint wirkenden Kräfte das Werk der Erlösung und Wiedergeburt der Nation zur glorreichen Vollendung bringen."

Jetzt sind wir aus einem ehrenvoll dastehenden Volk ein verachtetes, aus einem wohlhabenden ein armes Volk geworden. Aber gerade diese Tatsache wird uns endlich schaffen, was wir am nötigsten brauchen: die Besinnung der breiten deutschen Massen, vor allem der Arbeiter, auf ihr Deutschtum. Goethe sagt: „Armut selbst macht stolz, die unverdiente." Und Heinrich Cunow, der Leiter der „Neuen Zeit" („Wochenschrift der deutschen Sozialdemokratie"), führte im April 1919 in dieser Zeitschrift aus, daß der die Versklavung Deutschlands bezweckende „Friede" unsere bisher nur vom Sozialismus ergriffenen Arbeiter naturnotwendig mit dem Gedanken des „Nationalismus" erfüllen, daß er sie zum Zusammenschluß mit den deutschen Unternehmern, gegen die sie bisher einen heftigen Klassenkampf führten, zwingen werde. Cunow hat vielfach bewiesen, daß er von den Dingen, über die er schreibt, wirklich etwas versteht. Er bedeutet eine geistige Höhe in der Sozialdemokratie, und auf den Höhen liegt ja, wie selbst der großstädtische Genießer Lassalle bemerkt hatte, zuerst der goldene Schein des neuen Lichts. Möge die segensreiche Erkenntnis, daß wir nur durch festen Zusammenschluß aller Volksgenossen das gesamte Deutschtum zu neuer Blüte und Größe führen können, bald auch in alle Täler und Niederungen des deutschen Arbeiterstandes dringen!

8. Demokratie und Liberalismus.

Man erinnert uns alle Tage daran, daß wir heute in einer demokratischen Republik leben. Unter den Sozial-, Klerikal- und Kapitaldemokraten, die sich dafür begeistern, sind diejenigen jedenfalls sehr zahlreich, denen Goethes geistige Riesengröße nicht fremd geblieben ist. Sie werden sein scharfes Urteil über die schrankenlose Demokratie, wie wir sie heute in Deutschland haben, immerhin erwägenswert finden.

Goethe ist jederzeit für das Recht und die Freiheit eingetreten. Sein oft angeführtes, nie genug bedachtes und beherzigtes Wort, wonach

die Persönlichkeit, also die im Rahmen des Sittengesetzes ungehemmte Auswirkung des Einzelwesens das „höchste Glück der Erdenkinder" ist, wurde schon erwähnt. Hierher gehört auch der Preis der Unabhängigkeit im Götz: „Der allein ist glücklich und groß, der weder zu herrschen, noch zu gehorchen braucht, um etwas zu sein!" Der Erkenntnis, daß Stillstand Rückschritt ist, gab Goethe den stärksten Ausdruck im Faust:

Es erben sich Gesetz und Rechte
wie eine ewge Krankheit fort.
Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage:
Weh dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
von dem ist leider nie die Frage.

Goethe ist also kein Feind der Freiheit, aber er sieht die Übelstände, zu denen sie nur zu oft führt. Die Schranken und Fesseln fallen — was ist die Folge? „Alle Menschen, wie sie zur Freiheit gelangen, machen ihre Fehler geltend: die Starken das Übertreiben, die Schwachen das Vernachlässigen." Mit jeder Freiheit ist nicht nur die Gefahr des Mißbrauchs verbunden, sondern, wie die Menschen einmal sind und bis auf weiteres bleiben, die sichere Folge, daß alsbald der Mißbrauch in großem Umfange eintritt, sofern nicht durch wirksame Vorsichtsmaßnahmen dem Übel vorgebeugt wird. Seit dem 9. November 1918 hat jeder Tag neue Beweise für die Wahrheit jenes Goethischen Satzes geliefert, und die zur Macht gelangten Aufrührer haben in zahlreichen mahnenden Aufrufen die Massen vergeblich von der Betätigung ihrer „Fehler" abzubringen gesucht.

Vorher haben sie eben diesen Massen lügnerisch geschmeichelt, sie seien durch ihre hohe „Bildung" reif, die Macht zu übernehmen und das Land zu regieren. Es fehlte an der Einsicht, der Goethe Ausdruck gibt:

So ists mit aller Bildung auch beschaffen:
vergebens werden ungebundne Geister
nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen;
in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

In ähnlichem Sinne heißt es in der „Natürlichen Tochter":

Nach seinem Sinne leben ist gemein;
der Edle strebt nach Ordnung und Gesetz.

Auch das Sprüchlein „Egalité" gehört hierher:

Das Größte will man nicht erreichen,
man beneidet nur seines Gleichen.
Der schlimmste Neidhart ist in der Welt,
der jeden für seines Gleichen hält.

Mit solch ernster Wahrheit sind die Massen freilich nicht so leicht zu födern wie mit den bei der Demokratie von jeher üblichen plumpen Schmeicheleien. „Das Publikum will wie Frauenzimmer behandelt sein: man soll ihnen durchaus nichts sagen, als was sie hören möchten." Wie geht es denn denen, die der Menge ehrlich die Wahrheit sagen?

Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
Die wenigen, die was davon erkannt,
die töricht gnug ihr volles Herz nicht wahrten,
dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

Haben sich nicht selbst an sich edle Persönlichkeiten durch das Streben nach Volksgunst, nach dem Beifall der Massen verleiten lassen, im Widerspruch mit ihrem eigenen bessern Empfinden dem Ungeschmack, dem Unverstand, der Unsitte zu dienen? Im Vorspiel zu Goethes Faust ruft darum der Dichter dem Bühnenleiter, der aus dem Massengeschmack seinen Nutzen ziehen will, zu:

O sprich mir nicht von jener bunten Menge,
bei deren Anblick uns der Geist entflieht!
Verhülle mir das wogende Gedränge,
das wider Willen uns zum Strudel zieht!

Aus der Demokratie wird nur zu leicht die Pöbelherrschaft, die dann zur Gewaltherrschaft Einzelner führt. Goethe bemerkt gelegentlich:

Ich habe gar nichts gegen die Menge;
doch kommt sie einmal ins Gedränge,
so ruft sie, um den Teufel zu bannen,
gewiß die Schelme, die Tyrannen.

Leider suchen sich ja die Massen ihre Führer nicht gerade unter den Besten.

Sie täten gern große Männer verehren,
wenn diese nur auch zugleich Lumpe wären.[1]

Im demokratischen Athen war der Gerber Kleon, der alles Große und Edle nur zu schmähen wußte, der gefeierte Volksführer; im demokratischen Berlin sammelten ein Karl Liebknecht, ein Adolf Hoffmann, ein Richard (Leichen=) Müller tausende von Anhängern um sich, Burschen, die Goethe als „Baalspfaffen" gebrandmarkt hat:

Heilige Freiheit, erhabener Trieb der Menschen zum Bessern,
wahrlich, du konntest dich nicht schlechter mit Priestern versehn.

Regelmäßig darf man den unter tugendboldigen Redensarten gegen alles Bestehende anstürmenden Umstürzlern mit Goethe zurufen: „Seid erst selbst nicht hängenswert, wenn ihr uns hängen wollt!" Sie sagen mit dem Teufel: „Alles, was besteht, ist wert, daß es zugrunde geht!" und lassen an niedriger Kriecherei alle ehemaligen Höflinge hinter sich:

Hofschranzen sind noch immer die besten,
Volksschranzen fürchte, die allerletzten!

Denn in Wirklichkeit wollen sie doch nur sich selbst an die Stelle der bisherigen Machthaber setzen. Darum sagt Goethe:

Alle Freiheits=Apostel, die waren mir immer zuwider;
Willkür suchte doch nur jeder am Ende für sich.

Durch ihren üblen Einfluß steigern sie im Volke alle niedrigen Triebe, und die „demokratische" Phrase dient ihnen nur als Köder, den sie, sobald er nicht mehr zieht, schnell durch einen andern ersetzen.

„Pöbel" wagst du zu sagen? Wo ist der Pöbel? – Ihr machtet,
ging es nach eurem Sinn, gerne die Völker dazu.
Bald ist die Menge gesättigt vom demokratischen Futter,
und ich wette, du steckst irgend ein anderes auf.

Wer denkt hier nicht an die Bolschewisten, Spartakisten, Kommunisten und ihre Zwillingsbrüder: die unabhängigen Sozialdemokraten, die alle längst das so laut gefeierte demokratische Ideal auf den Müllhaufen befördert haben, um unter dem Namen der „Diktatur des Proletariats" ihre eigene Willkürherrschaft aufzurichten und (siehe

Petersburg, München, Pest) auf Kosten der Allgemeinheit zu prassen und zu schwelgen. Goethe hat bereits die üblen Geschäftemacher, die heute an der Spitze unseres Vaterlandes stehen, gekennzeichnet. Sie sind von ihm vorgeahnt worden, denn er sagt: „Die Chorführer der Menge sind ganz aufmerksame Leute; ohne sich beredet zu haben, handeln sie zum gemeinsamen Vorteil." Das sind die bekannten sauberen Herren, die sich an die Futterkrippe gedrängt haben, und die sich in die Tasche arbeiten, die nach der Überzeugung aller Anständigen schon längst hätten verschwinden müssen, die aber des Empfindens für Ehre und Anstand so vollkommen bar sind, daß es ihnen gleichgültig ist, ob monatelang täglich in aller Welt davon gesprochen wird, daß die Korruption in Deutschland herrscht, daß schmachvollerweise Nichtehrenmänner in unserer Regierung sitzen.

Mit der Demokratie hat bei uns die Korruption ihren Einzug gehalten, die zum eisernen Inventar aller demokratischen Staaten gehört, so daß sich früher jeder Ausländer, der nach Deutschland kam, über die ganz eigenartige Unbestechlichkeit der deutschen Beamten nicht genug verwundern konnte. Die Vereinigten Staaten standen, was die allgemeine Korruption anlangt, längst im erfolgreichen Wettbewerb mit dem russischen Zarenstaat; in Frankreich folgte seit Jahrzehnten ein großer Korruptionsskandal dem andern, und der jetzt unter den größten amtlichen Ehrenbezeugungen in den Ruhestand getretene Clemenceau, der Henker Deutschlands, verdankt, wie jeder Franzose weiß, sein Millionenvermögen der Beteiligung an dem ungeheuren Panamaschwindel, durch den dem französischen Volke etwa 800 Millionen Franken gestohlen wurden; ebenso haben Lloyd George und seine Freunde, namentlich der Minister und Botschafter Lord Reading (früher Sir Rufus Isaacs) durch schmutzige Börsengeschäfte, besonders mit Aktien der Marconi=Gesellschaft, unter Ausnutzung ihrer amtlichen Stellung Millionen verdient. Wie nahe Demokratie und Korruption verwandt sind, ahnte auch Friedrich Naumann, der in der Nationalversammlung treffend bemerkte: „In einer Republik besteht stets die Gefahr, daß die Regierung sich nicht sauber hält."

Das Wort „Demokratie" enthält ja eigentlich an sich schon eine Täuschung, denn eine wirkliche Demokratie, eine „Volksherrschaft" hat es doch überhaupt noch nicht gegeben und kann es nicht geben. „Herrschen"

heißt seinen Willen durchsetzen. Ist es jemals denkbar, daß ein ganzes, großes Volk einen einheitlichen Willen habe? Das Wort „Demokratie" ist überhaupt nur gemacht, um einen wohlklingenden Namen für etwas ganz Anderes zu haben, für die Herrschaft der Geldsäcke, die durch die von ihnen gekauften Drahtzieher und Massenschmeichler die Mehrheit für sich zu gewinnen wissen (siehe Amerika). Goethe sagt: Nichts ist widerwärtiger als die Majorität, denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich akkommodieren, aus Schwachen, die sich assimilieren, und der Masse, die nachläuft, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will."

In Schillers „Demetrius" heißt es bekanntlich kurz und bündig: „Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn; Verstand ist stets bei wenigen nur gewesen." Ähnlich sagt Goethe: „Die Menge, die Majorität ist notwendig immer absurd und verkehrt; denn sie ist bequem, und das Falsche ist stets viel bequemer als die Wahrheit. Letztere will ernst erforscht und rücksichtslos angeschaut und angewendet sein. Das Falsche aber schmiegt sich an jede träge, bequeme oder törichte Individualität an, ist wie ein Firnis, mit dem man leicht alles übertüncht." Und an anderer Stelle: „Alles Große und Gescheite existiert nur in der Minorität. Es hat Minister gegeben, die Volk und König gegen sich hatten und ihre großen Pläne einsam durchführten. Es ist nicht daran zu denken, daß die Vernunft populär werde. Leidenschaften und Gefühle mögen populär werden, aber die Vernunft wird immer nur im Besitz einzelner Vorzüglicher sein." Und ferner: „Tief und ernstlich denkende Menschen haben gegen das Publikum einen bösen Stand." Das weltgeschichtliche Beispiel für die Wahrheit dieser Sätze ist Bismarck.

Wer im Staate entscheidend mitreden, also an der Herrschaft über viele Menschen teilnehmen will, muß zuvor sich selbst beherrschen können, weil sonst der Mißbrauch der Macht über Andere sicher zu erwarten ist. Diejenigen aber, die sich von der Gewöhnung an die hergebrachte Unterordnung gegenüber Monarchen, Kirchen, Obrigkeiten gelöst haben, sind dadurch noch keineswegs ihrer selbst, ihrer Triebe, Leidenschaften, Zu- und Abneigungen mächtig geworden. Jede Revolution zeigt die Folgen. „Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns

die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich." Unduldsamkeit, Unrecht, Willkür sind um nichts besser, wenn sie durch eine Menge oder deren Führer, als wenn sie durch altangestammte Herrscher verübt werden.

Denn jeder, der sein innres Selbst
nicht zu regieren weiß, regierte gar zu gerne
des Nachbars Willen, eignem stolzen Sinn gemäß.

Von solchen Sozial- und sonstigen „Demokraten" gelten Goethes Worte: „Das wollen alle Herren sein, und keiner ist Herr von sich", sowie: „Sich frei zu erklären ist eine große Anmaßung, denn man erklärt zugleich, daß man sich selbst beherrschen wolle: und wer vermag das?" In politischen Versammlungen z. B. zeigen diese Herrschaften neuerdings immer öfter durch ihr unsäglich rohes Benehmen, durch die wüste Vergewaltigung der vaterländisch Gesinnten, wes Geistes Kinder sie sind . . .

Die sozial-, kapital- und klerikaldemokratischen Blätter stellen heute kummervolle Betrachtungen an über die ständig stärker werdende Massenflucht derer, die mit Evadne in Goethes „Elpenor" sagen: „Dem Volke ists besser, wenn nur einer herrscht." Die Denkenden haben mehr und mehr gemerkt, von welcher Beschaffenheit diejenigen sind, die an Stelle der Fürsten unter der Firma „Demokratie" zur Macht gelangten.

Die Fälle Erzberger, Sklarz-Parvus-Lewin (Breslau) u. v. a. lassen erkennen, daß die neue „Freiheit" nicht dem Volke, sondern denen zugutekommt, die auf Kosten des Volkes Reichtümer sammeln und ihren Macht- und Ehrenhunger befriedigen. Der große Rechtslehrer Rud. v. Ihering sagt treffend: „Daß die Wölfe nach Freiheit schreien, ist begreiflich; wenn aber die Schafe in den Ruf einstimmen, so beweist dies, daß sie eben Schafe sind."

Andererseits kennzeichnet Goethe die Kurzsichtigkeit gewisser, von der demokratischen Krankheit wider Erwarten angesteckter Kreise: „Was mir in Mainz im Jahre 1792 besonders auffiel, war, daß ein gewisser Freiheitssinn, ein Streben nach Demokratie sich auch in den hohen Ständen verbreitet hatte; man schien nicht zu fühlen, was alles erst zu verlieren sei, um zu irgend einer Art zweideutigen Gewinns zu gelangen. . . Viele hatten sich von der blendenden

Schönheit verführen lassen, die unter dem Namen *Freiheit* sich erst heimlich, dann öffentlich so viele Anbeter zu verschaffen wußte, und, *so übel sie auch die einen behandelte, von den anderen mit großer Lebhaftigkeit verehrt wurde.*" Goethes Beobachtung sollte manchen akademischen, kaufmännischen und gewerblichen Kreisen zu denken geben! . . .

Unser großer Dichter liebte es, ernste Wahrheiten in halb scherzhafter Form auszudrücken. So sagt er einmal: „Der Irrtum ist recht gut, so lange wir jung sind; man muß ihn nur nicht mit ins Alter schleppen." „Denn", bemerkt er zu Eckermann, „das Alter führt seine eigenen Mängel mit sich." Die Nutzanwendung fürs öffentliche Leben liegt nahe. Goethe macht mit Recht darauf aufmerksam, daß viele Menschen in jungen Jahren zur Demokratie halten, später aber ganz anders denken: „Man spricht immer viel von *Aristokratie* und *Demokratie!* Die Sache ist ganz einfach diese: In der *Jugend*, wo wir nichts besitzen oder doch den ruhigen Besitz nicht zu schätzen wissen, sind wir Demokraten; sind wir aber in einem langen Leben zu Eigentum gekommen, so wünschen wir dieses nicht allein gesichert, sondern wir wünschen auch, daß unsere Kinder und Enkel das Erworbene ruhig genießen mögen. *Deshalb sind wir im Alter immer Aristokraten ohne Ausnahme, wenn wir auch in der Jugend uns zu anderen Gesinnungen hinneigten.*" Es handelt sich nicht nur um Besitz oder Nichtbesitz. Hunderttausende oder Millionen von Deutschen waren in jungen Jahren, als sie die Welt noch nicht kannten und die Menschen im allgemeinen für klüger und besser hielten, als sie sind, „unentwegte" Sozialdemokraten oder „volle und ganze" Fortschrittsmänner und wurden dann, als sie ein wenig hinter die Kulissen geschaut und die Hintermänner, Drahtzieher und Nutznießer der sogenannten „Demokratie" kennen gelernt hatten, gemäßigte Liberale oder gingen sogar noch weiter nach rechts. Daß die zunehmende Reife des Charakters und die Lebenserfahrung zur Abklärung und Mäßigung führt, entspricht der naturgemäßen Entwicklung. Für deutsche Männer und Frauen von entschieden vaterländischer Gesinnung ist an der Seite *deutschfeindlicher* Leute vom Schlage eines Theodor Wolff, des langjährigen Pariser Vertreters, jetzigen Leiters des „Berliner Tageblattes", die in jedem einzelnen Falle im Sinne unserer Feinde

wirken, kein Platz. Deutsche, die angesichts der Schmach von Versailles unverbesserliche Weltverbrüderungsschwätzer bleiben, beweisen damit einen solchen Mangel an Nationalstolz und Selbstachtung, daß man ihnen nur mit Abscheu begegnen kann. Es ist daher ein durchaus natürlicher Vorgang, daß unter den gemäßigten Liberalen, die sich in der Revolutionsverwirrung der international=demokratischen, sogenannten „deutsch"=demokratischen Partei anschlossen, jetzt ein starkes Zurückströmen ins gemäßigt liberale Lager eingesetzt hat. Die von Tag zu Tag stärker auftretenden Zersetzungserscheinungen in der demokratischen Partei sind ein erfreuliches Zeichen für das Erwachen deutschen Fühlens und Denkens. „*Jede Rückkehr vom Irrtum*", sagt Goethe in einem Brief an Eichstädt vom 15. September 1804, „*bildet mächtig den Menschen im Ganzen und Einzelnen aus.*"

Goethe gibt uns noch weitere Fingerzeige über den Weg, auf dem wir aus dem Trümmerhaufen der Revolution (den seine Urheber, die Zertrümmerer der bisherigen Ordnung, stets der alten Regierung auf die Rechnung setzen) herauskommen. Er empfiehlt den Deutschen, was ihnen schon von vielen weisen Leuten empfohlen worden ist: vor allem jeder bei und um sich selbst mit der Besserung anzufangen.

Ein jeder kehre vor seiner Tür,
und rein ist jedes Stadtquartier.
Ein jeder übe seine Lektion,
so wird es gut im Rate stohn.

Das ist heute im übertragenen und im eigentlichen Sinne anwendbar, zumal unsere gemeindliche Straßenreinigung seit der „glorreichen" Revolution durch ihre Arbeitslöhne die Gehälter der Landgerichtsdirektoren, durch den Zustand der Straßen Belgrad und Lodz in den Schatten stellt.

Einen guten Einfluß auf unser öffentliches Leben werden die Frauen ausüben. „*Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte!*" heißt es im Tasso; ebenda: „*Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an!*", und weiterhin: „*Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts*". Die deutschen Frauen, seit Urzeiten die Hüterinnen der guten Sitte, kommen in dieser Zeit des unverhüllten Nackttanzes von Tag zu Tag mehr zur Übereinstimmung darüber, daß sich Vieles nicht ziemt, was seit der Revolution auf der Bühne, im Kino, in gewissen Zeitungen usw. üblich geworden,

und daß es darum nötig ist, den Parteien der Linken, die diese unwürdigen Zustände geschaffen und sie gründlich zu beseitigen weder den Willen noch die Kraft haben, schleunigst die jetzige Machtstellung zu nehmen.

Leicht wird es nicht sein, die notwendige Aufklärung zu verbreiten; denn die meisten Menschen richten ihren Blick stets nur auf das Nächstliegende. „Es ist so schwer Rat zu pflegen, besonders mit der Menge, die im Täglichen ganz verständig ist, aber selten weiter sieht als auf morgen." So und so viele sind kurzsichtig genug zu streiken, um eine Lohnerhöhung zu erlangen. Sie bilden sich ein, einen Nutzen davon zu haben, wenn sie noch einige buntbedruckte Zettel mehr erhalten. In Wirklichkeit wird, da die Arbeitnehmer der anderen Arbeitszweige alsbald ebenfalls Aufbesserung fordern, nur mehr Papiergeld in Umlauf gesetzt, dessen Wert sinkt weiter, alle Bedürfnisse steigen entsprechend im Preise, und schließlich ist gar nichts gewonnen. Die Leute begreifen nicht, daß wir nur dann aus der Not herauskommen, wenn wir alle fleißig arbeiten, also wertvolle deutsche Arbeitserzeugnisse ins Ausland schicken, dadurch den Wert der Mark endlich wieder erhöhen und Lebensmittel und Rohstoffe hereinbekommen.

Über alle diese Fragen muß offen und ehrlich mit den Volksmassen gesprochen werden, wie dies schon Goethe forderte:

„Sage, tun wir nicht recht? Wir müssen den Pöbel betrügen.
Sieh nur, wie ungeschickt, sieh nur, wie wild er sich zeigt!"
Ungeschickt und wild sind alle rohen Betrognen;
seid nur redlich, und so führt ihn zum Menschlichen an!

Dabei war Goethe überzeugt, daß eine gewisse Festigkeit der Zügelführung für jede Regierung unerläßlich ist. Bei einer Unterredung über die verschiedenen Regierungsformen wies er darauf hin, welche Schwierigkeiten ein zu großer Liberalismus habe, indem er die Anforderungen der Einzelnen hervorrufe, so daß man vor lauter Wünschen zuletzt nicht mehr wisse, welche man befriedigen solle. Man werde finden, daß man von oben herab mit zu großer Güte, Milde und moralischer Delikatesse auf die Länge nicht durchkomme, indem man eine gemischte und mitunter verruchte Welt zu behandeln und in Respekt zu erhalten habe.

Diese Worte erinnern an eine sehr ernste Bemerkung des großen Denkers Arthur Schopenhauer: „Der Mensch ist im Grunde ein wildes, entsetz-

liches Tier. Wir kennen es bloß im Zustande der Bändigung und Zähmung, welche Zivilisation heißt; daher erschrecken uns die gelegentlichen Ausbrüche der Natur. Aber wo und wann einmal Schloß und Kette der gesetzlichen Ordnung abfallen und Anarchie eintritt, da zeigt sich, was er ist."

Goethe lehnt die unumschränkte Fürstengewalt wie die Herrschaft der „Volksführer" der bekannten Art und der Volksmassen ab. Er wünscht, daß denen, die sich redlich in den Dienst der Allgemeinheit stellen, und die für diesen Dienst geeignet sind, die Regierung des Landes übertragen werde:

Könige wollen das Gute, die Demagogen desgleichen,
sagt man, doch irren sie sich. Menschen, ach, sind sie, wie wir.
Nie gelingt es der Menge, für sich zu wollen, wir wissens.
Doch wer verstehet, für uns Alle zu wollen, er zeigs!

Goethe weist, wie wir wissen, die Revolution und die Reaktion gleichmäßig ab. Er ist der Mann des vernünftigen Mittelweges und betrachtet es als das Natürliche, daß die nach links und rechts Auseinandergegangenen schließlich in der Mitte wieder zusammenkommen.

Wo Parteien entstehen, hält jeder sich hüben und drüben;
viele Jahre vergehn, eh sie die Mitte vereint.

Zuweilen vollzieht sich dieser Vorgang auch erheblich schneller; beispielsweise bedarf es für alle diejenigen, die sich Ende 1918 in Ermangelung einer überall vertretenen liberalen Mittelpartei und ehrlicher Aufklärung anderen Parteien angeschlossen hatten, nicht erst „vieler Jahre", um den ihren politischen Überzeugungen entsprechenden Platz im öffentlichen Leben zu finden. Goethe zeigt ihnen den Weg. Denn auf die Frage, welcher Partei er sich heute anschließen würde, liegt seine eigene klare und bestimmte Antwort vor, seine Äußerung gegenüber dem Schweizer Soret (mit der eine 1830 gegenüber Eckermann erfolgte fast wörtlich übereinstimmt):

„Ihr Onkel Dumont war ein gemäßigter Liberaler, wie es alle vernünftigen Leute in allen Lebenslagen sind und sein sollen, wie Sie es sind, und wie ich es zu sein stets bemüht gewesen bin. Der wahre Liberale sucht mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln das Beste zu erreichen, ohne mit Feuer und Schwert gegen die Mängel loszugehen, da er vielmehr das Gute sich zunutze macht, um das Bessere zu erreichen."

Die „gemäßigten Liberalen", denen sich Goethe sein Leben lang zugerechnet hat, sind heute vorwiegend in der Deutschen Volkspartei vereinigt, die auf diesen Gesinnungsgenossen höchsten Ranges mit vollem Rechte stolz sein darf.

Aus Goethes liberaler Grundanschauung ergeben sich Sinnsprüche, die teilweise aus den damaligen Zeitumständen zu verstehen sind, im ganzen aber so sehr auf die Gegenwart passen, daß sie gestern oder heute geschrieben sein könnten:

> Wer ist das würdigste Glied des Staates? Ein wackrer Bürger;
> unter jeglicher Form bleibt er der edelste Stoff.
>
> Fehlet die Einsicht oben, der gute Wille von unten,
> führet sogleich die Gewalt, oder sie endet den Streit.
>
> Republiken hab ich gesehn, und das ist die beste,
> die dem regierenden Teil Lasten, nicht Vorteil gewährt.
>
> Bald, es kenne nur jeder den eigenen, gönne dem Andern
> seinen Vorteil, so ist ewiger Friede gemacht.
>
> Keiner bescheidet sich gern mit dem Teile, der ihm gebühret,
> und so habt ihr den Stoff immer und ewig zum Krieg.

Goethe hat auch der dem Liberalismus entgegengesetzten, also vom Dichter selbst nicht geteilten Auffassung den vollendetsten Ausdruck verliehen, und zwar durch die Worte, die er dem Herzog von Alba als Antwort auf Egmonts Frage, wer den Niederländern für ihre Freiheit bürge, in den Mund legt:

> „Freiheit? Ein schönes Wort, wers recht verstände. Was wollen sie für Freiheit? Was ist des Freiesten Freiheit? — Recht zu tun! — und daran wird sie der König nicht hindern. Nein! Nein! sie glauben sich nicht frei, wenn sie sich nicht selbst und anderen schaden können. Wäre es nicht besser, abzudanken, als ein solches Volk zu regieren? Wenn auswärtige Feinde drängen, an die kein Bürger denkt, der mit dem Nächsten nur beschäftigt ist, und der König verlangt Beistand, dann werden sie uneins unter sich und verschwören sich gleichsam mit ihren Feinden. Weit besser ists sie einzuengen, daß man sie wie Kinder halten, wie Kinder zu ihrem Besten leiten kann. Glaube nur, ein Volk wird nicht alt, nicht klug, ein Volk bleibt immer kindisch."

Die hier vertretene politische Grundanschauung kommt heute praktisch nicht mehr in Frage, da sie durch die Ereignisse überholt ist; wenn sich auch tatsächlich nur zu viele unserer Volksgenossen als politische Kinder erwiesen haben, ist doch über eine Staatseinrichtung nicht mehr ernsthaft zu reden, die darauf ausging, die Volksgesamtheit „wie Kinder zu halten".

Die beiden Sätze aber, die oben durch den Druck hervorgehoben sind, gehören zu den nicht seltenen Sehersprüchen unseres geistesmächtigen Großmeisters, die bereits eingetroffen sind. Hier hat sich leider jedes einzelne Wort durch das Verhalten vieler Millionen von Deutschen während des Weltkrieges erfüllt. . . Bismarck sagte: „Politik treiben — das heißt voraussehen", und wir stoßen heute beim Lesen seiner Reden, seiner Gedanken und Erinnerungen unablässig auf klare Beweise richtiger Voraussicht. In demselben Sinne ist Goethe ein berufener Staatsmann, und heute sind es diejenigen, welche die Einführung des Reichstagswahlrechts für die Landtagswahlen und der parlamentarischen Monarchie unter Festhaltung der bewährten Überlieferungen forderten, als eine solche liberale Neugestaltung unserer Staatsordnung dem Zusammenbruch wahrscheinlich noch vorzubeugen vermochte.

Das amtliche Deutschland vor der Revolution hat das größte politische Genie, das wir je besessen, gewaltsam in den Ruhestand gestoßen und Goethes Staatsweisheit nicht begriffen. So die beiden Worte: „Soviel ich habe bemerken können, weiß man nur zu verbieten, zu hindern und abzulehnen; selten aber zu gebieten, zu befördern und zu belohnen. Man läßt alles in der Welt gehn, bis es schädlich wird; dann zürnt man und schlägt drein" und: „Auf die warnenden Symptome achtet kein Mensch, auf die schmeichelnden und versprechenden allein ist die Aufmerksamkeit gerichtet." Eine nur zu treffende Kennzeichnung der deutschen Politik unter Wilhelm II., sofern man hier von „Politik" überhaupt reden darf. . .

9. Das heutige Deutschland im Urteil Goethes.

Was ist das für eine Zeit, wo man die Begrabenen beneiden muß?" Dieser ergreifende Ausruf Goethes war wohl zu keiner Zeit in der ganzen deutschen Geschichte so zutreffend wie heute. Was würde aber der größte Lehrmeister unseres Volkes sagen, wenn er jetzt aus der Fürstengruft in Weimar zu uns zurückkäme? Er würde die „glorreiche" Revolution und alles, was sich daraus ergeben hat, aufs schärfste verurteilen. Denn er sagt: „Wenn Vaterland und Thron man untergräbt – wer soll sich retten, wenn das Ganze stürzt?" Und weiter: „Ausdauern soll man, wo uns mehr das Geschick als die Wahl hinstellt: bei einem Volke, einer Stadt, einem Fürsten, einem Freunde, einem Weibe festhalten, darauf alles beziehen, deshalb alles wirken, alles entbehren und dulden, das wird geschätzt: Abfall dagegen bleibt verhaßt, Wankelmut wird lächerlich." Und er sagt ferner: „Beglückt, wer Treue rein im Busen trägt; kein Opfer wird ihn je gereuen!" Warum hat es so vielen Deutschen im entscheidenden Augenblick an der Ausdauer und an der Treue gefehlt? Weil sie nicht mehr gehorchen, sondern alle selbst die Herren spielen wollten.

Alles, was wir seit dem Herbst 1918 mit Schrecken erlebt haben, ist von Goethe in einem erschütternden Bilde dargestellt:

Das Element zu bändigen vermag
ein tiefgebeugt, vermindert Volk nicht mehr,
und, rastlos wiederkehrend, füllt die Flut
mit Sand und Schlamm des Hafens Becken aus.

Nun liegt alles voll Sand und Schlamm . . .

Für das heutige Deutschland kennzeichnend ist die unabhängig-sozialdemokratische Abgeordnete, vor deren wildem Gekeif selbst die „revolutionären Errungenschaften" auf der Ministerbank zittern: Frau Zietz, an die schon Schiller dachte, als er schrieb, daß in der Revolution „Weiber zu Hyänen werden". Frau Zietz gehorcht grundsätzlich weder dem sie zur Ruhe mahnenden Vorsitzenden der Nationalversammlung noch irgend jemand sonst. Sie ist das geradeste Gegenstück der Goethischen Iphigenie, die von sich sagt:

Von Jugend auf hab ich gelernt gehorchen,
erst meinen Eltern und dann einer Gottheit,
und folgsam fühlt ich immer meine Seele
am schönsten frei.

Das kann Frau Zietz schon deshalb nicht zustoßen, weil sie selbst die erste sein wird, zu erklären, daß sie überhaupt keine Seele hat . . . Als Goethe im Stammbuch seines Enkels die Eintragung seines Freundes Zelter: „Lerne gehorchen!" gelesen hatte, sagte er zu Eckermann: „Das ist doch das einzige vernünftige Wort, das im ganzen Buche steht!" Goethe hat recht: die unerhörte Zunahme derer, die nicht gehorchen, namentlich auch den Gesetzen nicht gehorchen, hat uns den Zusammenbruch gebracht.

Die lange Zeit hindurch unausgesetzt betriebene Verhetzung, die Predigt des Klassenhasses hat das Unheil herbeigeführt. Leider hat man Goethes weise Mahnung nicht beachtet:

Nur den laßt nicht zu euch herein,
der Anderen schadet, um etwas zu sein!

Auf die Herrschaften, die uns den „Himmel auf Erden" zu schaffen versprachen, aber statt dessen eine wahre Hölle zustandebrachten, paßt Goethes Wort: „Wer Gutes will, der sei erst gut!"

Als der November-Aufruhr dank dem Verrat und Eidbruch der sozialdemokratischen, demokratischen und klerikalen Minister gelungen war, liefen zahlreiche charakterlose Menschen, darunter viele, die vor den ehemaligen Machthabern gekrochen waren, ohne weiteres zu den Aufrührern über. Unter den sogenannten „Menschen" gibt es ja so unendlich viel Herdenvieh. Wie heißt es im „Faust"?

Den entrollten Lügenfahnen
folgen Alle – Schafsnatur!

„Das Geschehene hat, wie Goethe treffend bemerkt, auf die Gemüter der meisten eine unwiderstehliche Gewalt, und was unmöglich schien, nimmt sogleich, als es geschehen ist, neben dem Gemeinen seinen Platz ein." In diesem Falle war ja obendrein das, was geschehen war, so „gemein" wie nur möglich, also für gemeine Naturen von besonderer Anziehungskraft.

Übers Niederträchtige
niemand sich beklage!
Denn es ist das Mächtige,
was man dir auch sage.

Unser großer Führer hat auch die schlimmen Gesellen gekennzeichnet, die bei uns leider zur Macht gekommen sind, beispielsweise die „deutschen" Abgeordneten Cohn, Sinzheimer, Katzenstein, Gothein, die sich bemühten, in dem unglaublichen „Untersuchungsausschuß" unseren Feinden Deutschlands Schuld an der langen Kriegsdauer und sonst an allem Möglichen auf den Tisch zu legen und unsere um das Vaterland verdientesten Heerführer, Männer von weltgeschichtlicher Größe, herunterzureißen. Es war noch ein Lichtstrahl in dieser trüben, finstern Zeit, daß der Verlauf der beispiellosen Untersuchung das Goethe-Wort bestätigte: „Der böse Wille, der den Ruf eines bedeutenden Mannes gern vernichten möchte, bringt sehr oft das Entgegengesetzte hervor."

In dem letzten Brief, den Goethe (am 17. März 1832 an seinen Freund Wilhelm v. Humboldt) geschrieben hat, schildert er einen Zustand, den wir als unsern heutigen erkennen: „Verwirrende Lehre zu verwirrtem Handel waltet über die Welt." Woher die Verwirrung stammt, sagt uns unser Meister kurz und bündig: „Allgemeine Begriffe (wie „Sozialismus", „Demokratisierung" u. dgl.) und großer Dünkel (der heute weiter verbreitet ist denn je) sind immer auf dem Wege, entsetzliches Unheil anzurichten."

Von der heute mehr denn je notwendigen Unterordnung der persönlichen Sonderinteressen unter das Gemeinwohl ist fast nirgends die Rede:

Sich selbst erhalten bleibt der Selbstsucht Lehre,
nicht Dankbarkeit und Neigung, Pflicht und Ehre.

Je schlechter es dem Vaterland ging, desto toller wurde das Treiben derer, die das allgemeine Unglück für sich selbst auszunutzen suchten, deren leitender Gedanke war, wie es im Faust heißt: „Wo viel verloren wird, ist manches zu gewinnen."

Und dieselben Menschen, die nur an sich denken und den eigenen Nutzen, oft mit den schmählichsten Mitteln, zu fördern suchen, legen sich

auf die reine Gemeinwirtschaft hinzielende Parteibezeichnungen bei und halten schwungvolle Reden, wonach sie die ausschließliche Herrschaft der allgemeinen Volks-, ja der Menschheitsinteressen sofort einrichten wollen:

Mich dünkt, ich hör ein ganzes Chor
von hunderttausend Narren sprechen.

Längst wäre ja die ganze Staatsmaschine zum Stillstand gekommen, wenn unser altbewährtes, von den Hohenzollern und nach ihrem Vorbild den anderen deutschen Fürstenhäusern geschaffenes, im alten Staate planvoll erzogenes, dabei aber keineswegs ausreichend gepflegtes Beamtentum nicht ruhig und fleißig weitergearbeitet hätte. Zum Dank dafür haben die emporgespülten Revolutionsgewinnler gerade die Beamten zu den Hauptleidtragenden dieser Trauerzeit gemacht, die schließlich die Geduld begreiflicherweise verloren haben. Goethe hat sich über die Beamtenfrage weitsichtig geäußert. Scharf tadelt er die engherzige Kleinlichkeit vieler verkümmerten Beamten des alten Polizeistaats, die z. B. ohne Sinn und Verstand die Kinder im Spielen im Freien (ihrer wichtigsten Beschäftigung!) störten. Derartige gemeinschädliche Ausschreitungen haben auch in den achtzig Jahren nach Goethe nicht ganz aufgehört: zur Reform also Anlaß genug! Aber die von deutschfeindlichen Fremden beherrschten regierenden Revolutionäre haben statt dessen unser früher unbestechliches Beamtentum durch und durch korrumpiert und sind nun dabei, es als solches zu vernichten. Sie hassen alles, was wir brauchen, um trotz alledem als Deutsche zu leben, also natürlich vor allem das Staat und Volk zusammenhaltende, die Ordnung wahrende Beamtentum. Alle Versammlungsschreier und Parteischieber müssen ja bis zum letzten auf Steuerzahlerkosten untergebracht werden. Demgegenüber zeigt Goethe auch hier Ziel und Weg liberaler Reform: „Bedarf es denn im Leben eines Staatsdieners, in Behandlung der Menschen, nicht auch der Liebe und des Wohlwollens? Und wie soll einer gegen Andere Wohlwollen empfinden und ausüben, wenn ihm selber nicht wohl ist? Es ist aber den Leuten allen herzlich schlecht! Der dritte Teil der an den Schreibtisch gefesselten Gelehrten und Staatsdiener ist körperlich anbrüchig und dem Dämon der Hypochondrie verfallen.

Hier täte es not, von oben her einzuwirken, um wenigstens künftige Generationen vor ähnlichem Verderben zu schützen." Das setzt die Beseitigung des maßgebenden Einflusses derer voraus, für die im Staate im Grunde genommen nur die Industriearbeiter vorhanden sind, also eben diejenige Volksklasse, deren Verblendung den feindlichen Agenten die Handhabe bot, Deutschland von innen her aufzurollen.

Wir wissen alle, „wie wirs dann zuletzt so herrlich weit gebracht" haben. Die Parteien, die uns seit dem November 1918 regieren, haben bis zum Juni 1919 nach der Feststellung des deutschdemokratischen Reichsfinanzministers Dernburg mehr als 5000 Millionen „durch Unordnung vergeudet", also 3½ mal soviel, wie uns der ganze „Militarismus" jährlich kostete: „ein großer Aufwand schmählich ist vertan". Alle Mahnungen, mit dieser Mißwirtschaft endlich einmal Schluß zu machen, waren bisher vergeblich. Gewiß, „aller Anfang ist schwer, am schwersten der Anfang der Wirtschaft". Um aber sicherzugehen, müssen wir die Regierung, die ihren Unfähigkeitsnachweis so ausgiebig erbracht hat, durch eine bessere ersetzen, die aus ehrlichen und gewissenhaften Sachverständigen besteht.

In unserm Reichshaushalt sieht es genau so aus wie in dem des Kaisers im zweiten Teil des „Faust":

Wir wollen alle Tage sparen
und brauchen alle Tage mehr.

Die schmutzigen Fetzen, die uns heute als „Geld" dienen („das Papiergespenst der Gulden"!), mehren sich täglich in ungeheuerstem Ausmaß und nehmen fortdauernd an Wert ab. Das Teufelszeug ist eine richtige Erfindung des Teufels, wie uns Goethe an der bezeichneten Stelle zeigt. Das Kaiserreich, das sich damit belastet hat, „zerfällt in Anarchie", wie sie uns mehr und mehr bedroht.

Unter der Führung Erzbergers, des bewährten Reichsverderbers und Helfers unserer Feinde, haben sich die regierenden demokratischen Parteien bemüht, den deutschen Besitzenden „das Geld" derart „wegzunehmen", daß es, wie sogar der demokratische Parteiführer Staatsminister Dr. Friedberg wiederholt öffentlich nachgewiesen hat, für den Zugriff der Feinde möglichst bequem bereitgestellt wird. Die seit 70 Jahren durch die Sozialdemokratie bearbeiteten Massen legen, was hiernach kein Wunder

ist, laut Noskes Feststellung (in einer Chemnitzer Versammlung am 1. November 1919) „einen sehr großen Mangel an politischer Einsicht an den Tag": sie jubeln denen zu, die das Kapital, ohne das wir keine Arbeitslöhne mehr zahlen können, den Londoner und Neu-Yorker Mammonarchen ausliefern.

Den Teufel spürt das Völkchen nie,
und wenn er sie beim Kragen hätte.

Die „Leistungen" unserer Regierungen seit der Revolution, die vollkommene Unordnung, die Milliarden-Vergeudung, der ständige Bürgerkrieg haben den Höllenspuk hinreichend gekennzeichnet.

Wie könnte auch irgendetwas Brauchbares zustandekommen, wo doch für die Besetzung aller öffentlichen Ämter, auch der wichtigsten, nicht Sachkunde und Befähigung, sondern lediglich die Parteizugehörigkeit und das Verdienst um die Partei den Ausschlag geben? . . .

Gelegentlich wird man sogar an das treffende Wort im „Reinecke Fuchs" erinnert:

Wo ein Esel zur Herrschaft gelangt, kanns wenig gedeihen.
Ihren Vorteil suchen sie wohl, was kümmert sie weiter?

Herr Ebert, der uns als „Reichspräsident" vor der Außenwelt „repräsentieren" soll, betätigt hierbei ein Takt- und Anstandsgefühl, das unter dem Nullpunkt liegt. Er schämt sich nicht, ausländischen Zeitungsleuten zu erzählen, daß Deutschland „herzliche" Beziehungen zu denselben Tschechen und Polen anstrebe, die Millionen unserer Volksgenossen barbarisch knechten. Und er schämt sich ebensowenig, sich Berliner Zeitungsreklameschreiern zur Verfügung zu stellen, die ihn in Badehosen, also als „Reichspräsidenten" der Südseeinsulaner knipsen und der Welt zur Verhöhnung Deutschlands vorsetzen.

Eine fast verblüffende Bestätigung der Goethe-Worte:

Das sterbliche Geschlecht ist viel zu schwach,
in ungewohnter Höhe nicht zu schwindeln

und ferner:

Denn Hinz und Kunz, an ihren Stellen,
glaubten doch auch was vorzustellen . . . .

Die Emporkömmlinge der Revolution, die sich heute so widerlich breitmachen, werden von Goethe scharf beleuchtet:

Die allergierigsten Schälke
werden erhoben, und Nutz und Gewinn bedenkt man allein,
Recht und Weisheit stehen zurück. Es werden die Diener
große Herren, das muß der Arme gewöhnlich entgelten.

Die natürlichen Folgewirkungen liegen vor Aller Augen:

Aber wie sollte die Welt sich verbessern? Es läßt sich ein jeder
Alles zu und will mit Gewalt die Andern bezwingen,
und so sinken wir tiefer und immer tiefer ins Arge.
Afterreden, Lug und Verrat und Diebstahl und falscher
Eidesschwur, Rauben und Morden, man hört nichts Andres [erzählen.
Falsche Propheten und Heuchler betrügen schändlich die [Menschen.

Das heutige Deutschland, wie es leibt und lebt! Im „Götz von Berlichingen" ist es angekündigt: „Es kommen die Zeiten des Betrugs, es ist ihm Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit Gewalt." So ist Goethes verzweifelter Ausruf wieder zeitgemäß geworden:

Möcht ich die Menschheit doch nie in dieser schnöden Verirrung
wiedersehn! Das wütende Tier ist ein besserer Anblick.
Sprech er doch nie von Freiheit, als könn er sich selber regieren!
Losgebunden erscheint, sobald die Schranken hinweg sind,
alles Böse, das tief das Gesetz in die Winkel zurücktrieb.

Der demokratische Parteivorstands-Vorsitzende Abgeordneter Dr. Friedberg geißelte in der preußischen Landesversammlung den „blutigen Dilettantismus" des Reichsfinanzministers Erzberger, mit dem die anderen Führer der Deutsch-Demokratischen Partei seit der Revolution in der Regel zusammen auf der Ministerbank gesessen und für dessen Mißwirtschaft die Demokraten Schiffer, Koch und Geßler gleich nach Friedbergs Vorstoß die Mitverantwortung übernommen haben. Goethe meinte über diese Art Regiererei: „Ich hasse alle Pfuscherei wie die Sünde, besonders aber die

Pfuscherei in Staatsangelegenheiten, woraus für Tausende und Millionen nichts als Unheil hervorgeht." Leider haben, wie unser Meister einmal gegenüber Riemer bemerkt, „die Deutschen von jeher die Art, daß sie es besser wissen wollen als der, dessen Handwerk es ist, daß sie es besser verstehen als der, der sein Leben damit zugebracht".

Goethe mahnt die Fachmänner, denen, die als Parteigrößen ohne Sachkenntnis zur Macht gelangt sind, den Standpunkt klarzumachen:

Überall will jeder obenauf sein,
wie es eben in der Welt so geht.
Jeder sollte freilich grob sein,
aber nur in dem, was er versteht.

Und Goethes Faust bemerkt treffend gegenüber dem Vorschlag des Teufels, die Führung des kaiserlichen Heeres zu übernehmen:

Das wäre mir die rechte Höhe,
da zu befehlen, wo ich nichts verstehe!

Heute befehlen bei uns zahlreiche Parteischieber als Landräte, Regierungspräsidenten, Oberpräsidenten dort, wo sie „nichts verstehen". Goethe meint:

Wohl unglückselig ist der Mann,
der unterläßt das, was er kann,
und unterfängt sich, was er nicht versteht:
kein Wunder, daß er zugrunde geht!

Das Unangenehme ist nur, daß, falls dem Übel nicht Einhalt geschieht, nicht die dreisten Pfuscher, sondern wir zugrunde gehen werden. Eines verstehen unsere leider Maßgebenden allerdings: tönende Worte zu machen, zu denen ihre Taten sie keineswegs berechtigen. Sie gehören zu den bekannten „Neusten", die sich „grenzenlos erdreusten". Solchen Großsprechern widmet Goethe zwei freundliche Zeilen:

Öfters nahmst du das Maul schon so voll und konntest nichts wirken;
auch jetzt wirkest du nichts. Nimm nur das Maul nicht so voll!

Auch im Schimpfen auf uns, die wir uns weigern, die Irrwege jener Herren mitzuwandeln, leisten sie Hervorragendes. Goethe sagt:

Durch Heftigkeit ersetzt der Irrende,
was ihm an Weisheit und an Kräften fehlt.

Schlagworte wie „Sozialisierung", „Rätesystem", „Demokratisierung", „Planwirtschaft" spielen eine verhängnisvolle Rolle, zumal jeder sich etwas Anderes darunter denkt.

Denn eben, wo Begriffe fehlen,
da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein . . .
Mit Worten läßt sich trefflich streiten,
mit Worten ein System bereiten.
An Worte läßt sich trefflich glauben,
von einem Wort läßt sich kein Jota rauben.

Von Leuten ohne wirkliche Sachkenntnis, aber mit flottem Mundwerk werden heute oft schwungvolle Reden gehalten, und zahlreiche Hörer denken dann, sie könnten nun über die schwierigsten und verwickeltsten Fragen aburteilen und mitentscheiden. Sie sollten Goethes Wort zu Eckermann beherzigen: „Überhaupt lernt niemand etwas durch bloßes Anhören, und wer sich nicht in gewissen Dingen selbsttätig bemüht, weiß die Sachen nur oberflächlich und halb."

Die herrschenden Linksparteien haben viel zerstört, viel zertrümmert. Wo sind aber ihre schöpferischen Gedanken, wo ist auch nur der Anfang eines haltbaren Neubaues erkennbar? „Es kommt nicht darauf an", sagt Goethe, „daß eingerissen, sondern daß etwas aufgebaut werde." Die dringlichste Aufgabe wäre in dieser Hinsicht, daß alle wieder anfangen zu arbeiten, aber leider ist heute Faulheit Trumpf. Herr Sontheimer in München, eine rednerische Hauptstütze der Landauer, Mühsam, Levien, gab dem eigentlichen Ideal unserer Revolutionäre Ausdruck, indem er eine anderthalbstündige tägliche Arbeitszeit als das zu erstrebende Ziel bezeichnete. Gegen solche Wahnsinnspropaganda reiten die mehrheitssozialdemokratischen Minister täglich in die Schranken, aber vergeblich, denn sie sind die Ungeeignetsten, um den Leuten das „Ideal" der kürzesten Arbeitszeit, das sie selbst ihnen eingeredet haben, wieder auszureden. Sie seufzen mit Goethes Zauberlehrling: „Die ich rief, die Geister, werd ich nun nicht los!"

Unsere Sozialdemokraten verbreiteten lange Zeit eine im „Vorwärts"-Verlag erschienene Schrift „Das Recht auf Faulheit", die Übersetzung der von K. Marx' Schwiegersohn Paul Lafargue verfaßten: „Le droit à paresse", in der den Arbeitern empfohlen wurde, dieses Recht anstatt des „Rechts auf Arbeit" zum Hauptziel ihrer Bewegung

zu machen und möglichst das ganze Leben auf Faulheit einzustellen. Also ungefähr das Lebensideal, das bei uns durch die Revolution (Siehe die Erwerbslosenunterstützung, die ein immer zahlreicheres, immer gemeingefährlicheres Lumpenproletariat züchtet!) bis auf weiteres zum Siege geführt worden ist. Im schärfsten Gegensatz dazu sagt Goethe:

Tages Arbeit! Abends Gäste!
Saure Wochen! Frohe Feste!
sei dein künftig Zauberwort.

Wie ernst Goethe es selbst damit nahm, erfahren wir aus seiner ergreifenden Feststellung: „Ich habe während 75 Jahren nicht eine Woche eigentlichen Behagens gehabt, sondern stets einen Stein gerollt, der immer wieder aufgehoben werden mußte."

In das schon erwähnte Stammbuch des Enkels Walter hatte jemand Jean Pauls Wort eingetragen: „Der Mensch hat hier dritthalb Minuten: eine zu lächeln, eine zu seufzen und eine halbe zu lieben; denn mitten in dieser Minute stirbt er." Goethe schrieb darunter:

Ihrer sechzig hat die Stunde,
über tausend hat der Tag:
Söhnchen, werde dir die Kunde,
was man alles leisten mag!

Als der große Dichter die Leitung der Kriegskommission des Herzogtums Sachsen-Weimar, also eine ihm an sich durchaus fernliegende Tätigkeit übernommen hatte, schrieb er u. a. in sein Tagebuch: „Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit." Man denkt hier an die Orgien der Genußsucht, denen sich heute die nichtswürdigen Schieber und Kriegsgewinnler bei uns noch immer hingeben dürfen, da sie den zur Zeit regierenden Kreisen mehr oder weniger verwandtschaftlich oder als gute Freunde und Gesinnungsgenossen nahestehen. Kein Vernünftiger wird diese Herrschaften um ihre Prasserei beneiden, denn mit Recht heißt es in der „Natürlichen Tochter": „Aus Mäßigkeit entspringt ein reines Glück"... Jeder Franzose hat dasselbe Lebensziel: als Fünfziger von seiner Rente zu leben und sich mit Nichtstun zu „beschäftigen". Goethe aber als echter Deutscher sagt: „Wenn man alt ist, muß man mehr tun, als da man jung war." Nach deutschen Begriffen birgt die Arbeit einen sittlichen Wert, der durch nichts zu

ersetzen ist. Darum macht uns nur die Arbeit das Leben lebenswert. In diesem Sinne meint Vater Märten in Goethes „Was wir bringen": „Eben wenn man alt ist, muß man zeigen, daß man noch Lust zu leben hat."

Übrigens bemerkt Goethes Zeitgenosse, der geniale Arzt Hufeland, in seinem berühmten Buch über „Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern": „Wir finden, daß alle, die ein sehr hohes Alter erreichten, solche Menschen waren, die in der Jugend Mühe, Arbeit, Strapazen ausgestanden hatten."

Das sozialdemokratische Ideal, möglichst wenig zu arbeiten, ist treffend gekennzeichnet in Goethes auch sonst berherzigenswertem Spruch:

Was verkürzt mir die Zeit? Tätigkeit.
Was macht sie unerträglich lang? Müßiggang.
Was bringt in Schulden? Harren und Dulden.
Was macht gewinnen? Nicht lange besinnen.
Was bringt zu Ehren? Sich wehren.

Der Mangel an Pflicht- und Ehrgefühl und dem ernstlichen Willen, zu arbeiten und sich an zunächst ungewohnte Mühe zu gewöhnen, trägt die Schuld daran, daß hunderttausende von Arbeitern sich lieber schimpflicher Weise als „Erwerbslose" von ihren Mitbürgern erhalten lassen, als aufs Land zu gehen, wo es an den zur Vermehrung der Volksnahrung nötigen Arbeitskräften fehlt. Die Leute haben leider nicht begriffen, was Goethe sagt: „Die frische Luft des freien Feldes ist der eigentliche Ort, wo wir hingehören; es ist, als ob der Geist Gottes dort den Menschen anwehte und eine göttliche Kraft ihren Einfluß ausübte."

Noch immer blüht bei uns, durch den ungeheuren Ernst der Zeit kaum berührt, das jämmerliche, selbstzufriedene Spießer- und Banausentum, das am Biertisch hockt und in alter Blödigkeit seinen Skat oder Tarock ruhig Stunden lang weiterspielt, unbekümmert darum, daß gleichzeitig in nächster Nähe eine Versammlung einer dem deutschen Volke dienenden Partei stattfindet, an der teilzunehmen die selbstverständliche Pflicht Aller ist, in deren Köpfen Vernunft und in deren Herzen Vaterlandsliebe wohnt. Goethe hat jene edle Gattung, deren unerhörte Teilnahmlosigkeit mehr als alles Andere zu unserm Unglück beigetragen hat, scharf gekennzeichnet:

Mit wenig Witz und viel Behagen
dreht jeder sich im engen Zirkeltanz
wie junge Katzen um den Schwanz.

Goethe schildert besonders scharf des Spießers blödes Verhalten gegenüber den zeitgeschichtlichen Vorgängen:

Nichts Bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
wenn hinten weit in der Türkei
die Völker aufeinanderschlagen.

Daß die Ereignisse, die sich irgendwo draußen in der Welt abspielen, eines Tages auf Deutschland und damit auf das eigene Geschick entscheidenden Einfluß gewinnen können, hat unser Spießer und namentlich auch der durch langjährige sozialdemokratische Verhetzung politisch verblendete Arbeiter nicht begreifen wollen, ja trotz allem, was wir seit 1914 durchgemacht haben, in nur zu vielen Fällen sogar bis heute noch nicht begriffen, und jetzt beginnt eine neue Veranstaltung, deren Ziel die durchgreifende geschichtlich-politische Verblödung des Nachwuchses ist.

Eine der widerlichsten und beschämendsten Erscheinungen der Gegenwart ist der von der sozialdemokratisch-klerikal-deutschdemokratischen Regierung, zumal dem Unterichtsminister Haenisch veranstaltete „Bildersturm", der Kampf gegen die Bilder der Hohenzollernkaiser, der großen deutschen Staatsmänner und Feldherren. Die Regierungsstümper haben kein Empfinden für die geschichtliche Größe unseres Volkes, kein Verständnis für Goethes Wort: „Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt," und für dieses:

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
der froh von ihren Taten, ihrer Größe
den Hörer unterhält und still sich freuend
ans Ende dieser schönen Reihe sich
geschlossen sieht!

Die Schleppenträger der herrschenden Partei, die charakterlosen Umlerner erfüllen Schulzimmer und Versammlungssäle mit Geschichtsdarstellungen, die den neuen Gewaltträgern und Brotgebern auf den Leib zugeschnitten sind. „Ruere in servitium!" Sie stürzen sich in die Knechtschaft! sagte schon der alte Tacitus. Und über die zeitgemäß

zurechtgemachte Geschichtsklitterung, mit der jetzt unter der Verantwortung der sozialdemokratischen Unterrichtsminister die deutsche Jugend entdeutscht werden soll, urteilt Goethe:

Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
das ist im Grund der Herren eigner Geist,
in dem die Zeiten sich bespiegeln.

Und weiter: „Es gibt, sagt man, für die Kammerdiener keinen Helden. Das kommt aber bloß daher, weil der Held nur von Helden anerkannt werden kann." Und Helden von Gesinnung sind die bewußten Jugendverderber neuester Prägung wahrhaftig nicht, selbst wenn sie gezwungener Weise so und so lange im Felde waren. Der große Moment hat eben leider ein kleines Geschlecht gefunden!

Durch die grundsätzliche und planmäßige Verherrlichung alles dessen, was man früher „unsittlich" nannte, wird das Familienleben in geradezu unerhörter Weise untergraben und dadurch schweres Unheil angerichtet, denn

der ist am glücklichsten, er sei
ein König oder ein Geringer, dem
in seinem Hause Wohl bereitet ist.

Dieses Geschlecht ohne Achtung vor der eigenen Vergangenheit, ohne das natürliche, gesunde Gefühl der Gemeinsamkeit der Volksgenossen konnte aus der „Preßfreiheit" nur eine Preßfrechheit, eine allgemeine Schimpffreiheit machen. Goethe ahnte es, als er zu Riemer sagte: „Was haben die Deutschen an ihrer scharmanten Preßfreiheit gehabt? Daß jeder über den andern soviel Schlechtes und Niederträchtiges sagen konnte, als ihm beliebte."

Die Preßfreiheit unter der Herrschaft der schwarzrotgoldenen „Freiheitskämpfer" von 1918–1920 hat Goethe 120 Jahre vor dem Eintritt dieses Idealzustandes gemalt – das Bild ist sprechend ähnlich:

Kommt, laßt uns alles drucken
und walten für und für,
nur sollte keiner mucken,
der nicht so denkt wie wir!

Wer sich ein selbständiges Urteil bewahrt hat, wer an den stolzen Überlieferungen unseres Volkes hängt, wer sich als aufrechter Deutscher nicht bereitwillig unter das Joch der Feinde beugt, dem geht es in

dieser Zeit der Pöbelherrschaft schlecht. Damit es einem im heutigen Deutschland gut gehe, muß man schon zu den Feinden Deutschlands oder zu den Verbrechern gehören. Verbindet einer gar beides, wie es ganz hervorragend der tut, an den hier alle Leser denken, so ist damit ohne weiteres der Befähigungsnachweis für die höchsten Ämter im neuen, durch die „glorreiche Revolution" für Leute ohne Hemmungen reif gewordenen Deutschland erbracht. Unter den Neuerungen, die wir den „großen" Novembertagen und der „großzügigen" Entwicklung, die sich daran knüpfte, verdanken, ist eine der kennzeichnendsten die völlig veränderte Behandlung der Verbrecher. Gewisse Paragraphen des Strafgesetzbuchs, z. B. jene, die sich mit dem Hoch- und Landesverrat befassen, werden als nicht vorhanden betrachtet, sobald die geehrten Herren Verbrecher eine bestimmte Rangstufe mit dem Recht auf den wohlklingenden Titel „Exzellenz" erreicht haben. Zahllose Handlungen und Unterlassungen, die in der „fluchwürdigen" alten Zeit in unserer „plumpen" deutschen Sprache „Verbrechen" genannt wurden, sind durch das geheimnisvolle „Recht der Revolution" (das uralte Faustrecht in neuer Auflage) dem Gesichtskreis der Staatsanwälte entrückt worden. Die Spartakusbanden und die Unabhängigen haben tausende von Verbrechern aus den Zuchthäusern befreit und auf die Menschen wieder losgelassen. Schandbuben sind durch die sozialdemokratisch-deutschdemokratisch-klerikalen Regierenden in hohe Ämter eingesetzt und unendliche Verbrechen dadurch herbeigeführt worden: diese Parteien tragen die Verantwortung dafür, daß der Verbrecher Eichhorn, Führer der unabhängig-sozialdemokratischen Partei, den eben diese Regierenden in das Amt eines Polizeipräsidenten von Berlin berufen hatten, die Spartakisten und Unabhängigen mit den zum Bürgerkrieg nötigen Waffen versehen hat. In allem Ernste ist von heute maßgebenden Kreisen der Gedanke nicht nur erörtert, sondern auch schon zur Ausführung vorbereitet worden, daß überhaupt die sogenannten „Opfer der bisherigen Gesellschaftseinrichtung", die Diebe, Einbrecher, Räuber, Brandstifter usw. nur noch in Heilanstalten und nicht mehr in Strafanstalten kommen sollen. Schon Goethe hat diesen groben Unfug gekannt. Er sagt: „Jetzt fängt man auch an, bezüglich der Zurechnungsfähigkeit der Verbrecher weich und schlaff zu werden, so daß ärztliche Zeugnisse und Gutachten oft dahin gehen, dem Verbrecher an der verwirkten Strafe vorbeizuhelfen."

Gegenüber unsinnigen und staatsgefährlichen Begnadigungen, z. B. der des tschechischen Hochverräters am österreichischen Staat Kramarsch, wie sie neuerdings auch bei uns vielfach erfolgt sind, gilt Goethes Mahnung: „Solche Gnade ist törichte Schwachheit; jeder künftige Verbrecher denkt dann durchzukommen."

Zur Entschuldigung der ungeheuren Vermehrung der Verbrechen beruft man sich auf die vielfach schwierigen Arbeitsverhältnisse und die andauernd knappe Volksernährung. Dennoch ist es ein Verbrechen am deutschen Volke, wenn, durch diese Sachlage begünstigt, gewissenlose Geschäftemacher von Überseedampfer- und Landverwertungsgesellschaften einen schweren Sündenlohn einstreichen und dafür Angehörige aller Volkskreise, meist durch schwindelhafte Vorspiegelungen, bewegen, der deutschen Heimat den Rücken zu kehren und „Kulturdünger" für andere Völker zu werden. Die Volksgenossen, die gegenwärtig, oft ohne gehörige Überlegung, der Auswanderung zuneigen, sollten sich die Frage Iphigeniens vorlegen: „Kann uns zum Vaterland die Fremde werden?" und erwägen, was diese, alle Hoheit edlen Frauentums verkörpernde Goethische Heldin ausspricht:

Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
das nächste Glück von seinen Lippen weg.

Wir stehen heute vor der ungeheuren Gefahr, daß zahlreiche Deutsche, darunter gerade tatkräftige Leute, ins Ausland, d. h. oft genug ins Elend gehen, und daß die Lücken durch polnische Juden besetzt werden, die vor den Pogromen und der Militäreinziehung massenweise flüchten und uns Läuse, Krankheiten, schmutzige, deutschfeindliche Gesinnung, Bolschewismus usw. ins Land bringen. Daß aus diesen Einwanderern niemals Deutsche, geschweige denn gute Deutsche werden können, steht außer Zweifel – sie bleiben, was sie sind. Goethe hat die Licht- und Schattenseiten der Juden vielfach unbefangen gegen einander abgewogen. An einer dieser Stellen (nach Zeitlers unter Mitwirkung hervorragender Juden bearbeitetem Goethe-Handbuch dem endgültig zusammenfassenden Urteil) wird den Juden sogar „Tapferkeit" nachgesagt, im übrigen aber erklärt, daß sie „niemals viel getaugt, wenig Tugenden und die meisten Fehler anderer Völker" haben. Schließlich nennt Goethe die Juden „das beharrlichste Volk der Erde". Goethe würde hiernach gegen die Masseneinwanderung der Ostjuden und gegen die Vorherrschaft der volksfremd bleibenden, ausgesprochen deutschfeindlichen Juden des Berliner Tageblatts, der Frankfurter Zeitung, des Vorwärts, der Freiheit, der Zukunft den entschiedensten Einspruch erheben. Diese Vergifter der öffentlichen Meinung in Deutschland betätigen ihre Deutschfeindlichkeit am deutlichsten durch ihre wütende Hetze gegen die in der entschiedenen Minderzahl befindlichen wirklich eingedeutschten, also nicht mit (oft heuchlerischen) Worten, sondern durch ihr Tun sich als Deutsche erweisenden Männer und Frauen jüdischer Abstammung.

10. Goethes sittliches Programm für die heutigen Deutschen.

Goethes größtes Lebenswerk gibt uns das sittliche Programm, das wir für den Wiederaufbau brauchen. Faust, d. h. Goethe, d. h. der deutsche Mensch geht durch die große und kleine Welt hindurch, durch die Erforschung aller Wissensgebiete, durch die Liebestragödie, durch weiße und schwarze Magie, den Kaiserhof, die nordische und die klassische Walpurgisnacht, durch alles, was selbst der übernatürliche Führer, der Faust für sich, für die Hölle gewinnen will, ihm bieten kann. Schließlich erreicht Faust die Erlösung durch die Arbeit. Das den Weg zum Ziel beleuchtende Wort lautet: „Die Arbeit macht euch groß!"

Die Doppelwette einerseits zwischen Gott und dem Teufel, andererseits zwischen Mephisto und Faust wird für das Ewiggute in der Welt gegen das Böse gewonnen durch den Sieg der Arbeit. Wir lassen die entscheidenden Stellen folgen, die uns in jedem einzelnen Buchstaben gerade das bieten, was sich heute alle Deutschen tief ins Herz prägen sollten. Faust geht die Wette ein mit den Worten:

Werd ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
so sei es gleich um mich getan.
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
daß ich mir selbst gefallen mag,
kannst du mich durch Genuß betrügen,
das sei für mich der letzte Tag . . .

Werd ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
dann magst du mich in Fesseln schlagen,
dann will ich gern zugrunde gehn,
dann mag die Totenglocke schallen,
dann bist du deines Dienstes frei,
die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
es sei die Zeit für mich vorbei!

Die Entscheidung kommt, nachdem die Sorge Faust hat erblinden lassen.

Die Nacht scheint tiefer, tief hereinzudringen,
allein im Innern leuchtet helles Licht.
Was ich gedacht, ich eil es zu vollbringen,
des Herren Wort, es gibt allein Gewicht.
Vom Lager auf, ihr Knechte, Mann für Mann,
laßt glücklich schauen, was ich kühn ersann!
Ergreift das Werkzeug, Schaufel rührt und Spaten,
das Abgesteckte muß sogleich geraten.
Auf strenges Ordnen, raschen Fleiß
erfolgt der allerschönste Preis.
Daß ich das größte Werk vollende,
genügt ein Geist für tausend Hände.

Und nun der Höhepunkt:

In diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
der täglich sie erobern muß.
Und so vollbringt, umrungen von Gefahr,
hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht ich sehn,
auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
nicht in Aeonen untergehn.
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
genieß ich jetzt den höchsten Augenblick.

Es folgt der Kampf zwischen den Engeln und den Teufeln. Am Ende führen die Engel Fausts Seele triumphierend zum Himmel empor, und ihr Lied erklingt:

Gerettet ist das edle Glied
der Geisterwelt vom Bösen.
Wer immer strebend sich bemüht,
den können wir erlösen.
Und hat an ihm die Liebe gar
von oben teilgenommen,
begegnet ihm die selge Schar
mit herzlichem Willkommen.

Das ist der höchste Lob- und Triumphgesang auf die Arbeit, die Mühe, das ernste Streben, der uns je geschenkt worden ist. Er ist aus deutscher Seele geflossen und zeigt uns den Weg, den wir heute zu gehen haben.

Unser großer Meister richtet an uns die (von J. D. Falk überlieferte) Mahnung: „Strebt nur immer weiter fort, junges deutsches Volk, und werdet nicht müde, es auf demselben Wege, wo wir es angefangen, glücklich fortzusetzen!" An die Spitze seiner weisheitsvollen Sinnsprüche stellt er den eindringlichen Fingerzeig: „Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu tun, und du weißt gleich, was an dir ist. Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages (die heute nicht zweifelhaft sein kann)." Sie ganz zu erfüllen ist im Sinne Goethes eigentlich gar nicht möglich: „Erfüllte Pflicht empfindet sich immer noch als Schuld, weil man sich nie ganz genug getan hat." Damit hängt Goethes Auffassung eng zusammen, wonach „die Unsterblichkeit nicht jedermanns Sache" ist, vielmehr nur unermüdliche Arbeit zur Fortdauer des Menschen über den leiblichen Tod hinaus führt: „Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geiste nicht ferner auszuhalten vermag." In den Gesprächen mit Eckermann hat Goethe diesen gewaltigen Gedanken tiefsinnig weiterentwickelt.

Goethes geistesverwandter englischer Freund, der ehrliche Thomas Carlyle, ruft uns ganz in Goethes Sinne zu: „Arbeiten und nicht verzweifeln!" Zu Goethes letztem Geburtstage widmete ihm Carlyle ein Siegel mit dem Goethe-Wort: „Ohne Hast, aber ohne Rast!" Als dritter schließt sich diesen beiden echten Germanen Bismarck an, der uns die Richtschnur gibt: „Wir sind nicht geboren, um glücklich zu sein, sondern um unsere Pflicht zu tun!" Als vierter der prachtvolle, kernige Schwabe Friedrich Theodor Vischer, der sterbend seinem Sohne Robert die Worte zuraunte: „Sei ein Mann – es muß ertragen sein! Arbeiten, arbeiten!" Das ist die wahrhaft deutsche Gesinnung, die allein uns wieder Mut und Kraft schaffen kann. Durch diese werden wir uns aus dem Abgrund wieder emporarbeiten, in den uns Schlappheit und Lässigkeit, Genußsucht und Charakterschwäche gestürzt haben. Nachdem wir durch Sieg und Niederlage, durch Ruhmes- und Ehrentage, durch Schmach und Schande hindurchgegangen sind, nachdem wir als Volk ein ähnliches Schicksal wie Faust durchlebt haben, nachdem nur zu viele von uns durch die Sorgen und Kümmernisse der Hungerzeit für unsere eigenen Interessen blind geworden sind, wird ernstes Streben, zähe, zielbewußte Anspannung aller Kräfte uns wieder aufwärtsführen. So gibt uns Goethes Faust die feste Zuversicht, daß die große Zeit unseres Volkes noch kommen wird, wenn wir alle unsere Schuldigkeit tun.

Lasse sich nur niemand dadurch beirren, daß unsere barbarischen Feinde uns jetzt bis aufs Hemd ausplündern. Unser bestes Kapital können sie uns nicht rauben: unsere Arbeitskraft. Sie hat uns vor dem Kriege groß und wohlhabend gemacht und wird, wenn wir sie schnell wieder zielbewußt einsetzen, das Gleiche von neuem leisten. Mit Recht sagt der englische Kulturgeschichtschreiber Buckle: „Sonst waren die reichsten Länder die, wo die Natur am gütigsten war; jetzt sind es die, wo der Mensch am tätigsten ist."

Im Jahre 1813, kurz vor der Befreiung, hat sich Goethe über die Frage der deutschen Zukunft zu Luden geäußert, der die Worte unseres Führers wie folgt überliefert: „Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein! Diese Ideen sind in uns; sie sind ein Teil unseres Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland

warm am Herzen; ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jede Weise hinwegzukommen suchte. Und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag. Denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht (das sagt der angeblich rein „weltbürgerliche" Goethe!), einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft. Ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft, hat die Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist noch nicht erfüllt. Hätten sie keine anderen Aufgaben zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zugrundegegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind und in solcher Kraft und Tüchtigkeit (die sich von 1914 bis zum Sommer 1918 als fast allen Völkern der Erde, einer neunfachen Übermacht, überlegen erwiesen hat!), so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Zukunft haben. Eine Bestimmung, welche um soviel größer sein wird denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht." Und der große Seher mahnt Alle, die es angeht, die Bildung des deutschen Volkes zu mehren und zu stärken, „damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit er nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeder großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht".

Goethe bietet uns auch ein lebendiges Beispiel der aufrechten deutschen Gesinnung, zu der er die Volksgenossen erziehen wollte, die uns damals die Kraft zur Abschüttelung des schimpflichen Jochs der Fremdherrschaft gab, und die uns heute abermals diese Kraft geben wird. Am Schlusse von „Hermann und Dorothea" heißt es:

Aber der Bräutigam sprach mit edler, männlicher Rührung:
Desto fester sei nun bei der allgemeinen Erschüttrung,
Dorothea, der Bund. Wir wollen halten und dauern,
fest uns halten und fest der schönen Güter Besitztum.
Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
der vermehret das Übel und breitet es weiter und weiter.
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.
Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dies ist unser. So laß uns sagen und so es behaupten.
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.

Auch wir sind erlegen, doch es geschah, weil es auf unserer Seite oben an Entschlußkraft, unten an Ausdauer fehlte, und weil (wie der englische General Maurice festgestellt hat) unser unbesiegtes Heer (durch die Unabhängigen mit Wissen der Mehrheitssozialdemokratie) „von hinten erdolcht" worden ist, was durch das unvernünftige Verhalten eines Teils der Vorgesetzten, die zugleich die Verantwortungsfreudigkeit eines York vermissen ließen, leider erleichtert wurde. Aber dabei darf und kann und wird es nicht sein Bewenden haben. Es sind doch nur zwei Möglichkeiten denkbar. Entweder haben die sozialdemokratischen und sonstigen Gottesleugner recht, dann gilt in der Welt nur die äußere, brutale Macht (wie es ja für den Augenblick den Anschein hat), dann haben wir aus der jetzigen Sachlage selbstverständlich die Folgerung zu ziehen, daß wir Haß und Rache mit Haß und Rache erwidern, und daß wir das Unsere tun, um jede sich etwa ergebende politische Weltlage zur Wiederaufrichtung Deutschlands zu benutzen. Oder Goethe, Carlyle, Bismarck und alle guten Geister unseres und der anderen Kulturvölker haben recht: die Welt ist nicht ein totes, vom blinden, sinnlosen Zufall bewegtes Durcheinander toter Stoffe, Goethes Faust, unser deutsches Münster in Straßburg, Beethovens Neunte Symphonie usw. sind nicht Zufalls-, sondern Geisteserzeugnisse, es gibt also auch ein geistiges, überstoffliches Element in der Welt, Gott und Gerechtigkeit sind vorhanden. Wenn es aber einen Gott und eine Gerechtigkeit gibt, so ist

es unmöglich, daß der Teufel und das zum Himmel schreiende Unrecht, beide verkörpert in dem auf Lügen aufgebauten Versailler Schandvertrag, dauernd die Oberhand behalten. Gott und die Gerechtigkeit verlangen, daß wir ihnen, den durch Wilson, Clemenceau und Lloyd George schwer Beleidigten, Genugtuung verschaffen, und wir werden diese Pflicht erfüllen. In dieser Zuversicht bestärkt uns Goethes „Symbolum", das Carlyle den „Siegesgesang der Teutonen" genannt hat:

Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke
schrittweis dem Blicke;
doch ungeschrecket
dringen wir vorwärts,
und schwer und schwerer
hängt eine Hülle
mit Ehrfurcht. Stille
ruhn oben die Sterne
und unten die Gräber.
Betracht sie genauer,
und siehe, so melden
im Busen der Helden
sich wandelnde Schauer
und ernste Gefühle.
Doch rufen von drüben
die Stimmen der Geister,
die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht zu üben
die Kräfte des Guten!
Hier winden sich Kronen
in ewiger Stille;
die sollen mit Fülle
die Tätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen.

11. Goethe und die Religion.

Goethe war der geistig Freieste aller Deutschen; gerade darum hat er zu allen Zeiten seines Lebens den sittlichen Ernst und die Ehrfurcht vor dem Unendlichen, die den heutigen Beherrschern Deutschlands abhandengekommen sind, in tiefen und starken Worten bekannt. Aus der übergroßen Zahl dieser Aussprüche seien einige angeführt.

Zur Stellung des Menschen in der Welt:

Das Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln und auch den totesten Stoff durch Vermählung mit der Idee zu beleben, ist die schönste Bürgschaft unseres übersinnlichen Ursprungs. Der Mensch, wie sehr ihn auch die Erde anzieht mit ihren tausend und abertausend Erscheinungen, hebt doch den Blick forschend und sehnend zum Himmel auf, der sich in unermessenen Räumen über ihn wölbt, weil er es tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reiches sei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen.

Und ferner:

Wir wandeln alle in Geheimnissen. Wir sind von einer Atmosphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wissen, was sich alles in ihr regt, und wie es mit unserm Geiste in Verbindung steht. Soviel ist wohl gewiß, daß in besonderen Zuständen die Fühlfäden unserer Seele über ihre körperlichen Grenzen hinausreichen können und ihr ein Vorgefühl, ja auch ein wirklicher Blick in die nächste Zukunft gestattet ist.

Zur Ehrfurcht:

Die Natur hat jedem alles gegeben, was er für Zeit und Dauer nötig hatte; dieses zu entwickeln ist unsere Pflicht, öfters entwickelt es sich besser von selbst. Aber Eines bringt niemand mit auf die Welt, und doch ist es das, worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei – die Ehrfurcht.

Und weiterhin:

Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben, daß wir etwas verehren, das über uns ist.

Zur Unsterblichkeit des Menschen:

Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben; ja, ich möchte sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben tot sind, die kein anderes hoffen.

Ein zweites Wort:

Kein Wesen kann zu nichts zerfallen;
das Ewige regt sich fort in allen.

Ein drittes:

Mich läßt der Gedanke an den Tod in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur, es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit, es ist der Sonne ähnlich, die bloß unseren irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet.

Zum Gewissen:

Ach, daß wir doch dem reinen, stillen Wink
des Herzens nachzugehn so sehr verlernen!
Ganz leise spricht ein Gott in unsrer Brust,
ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt uns an,
was zu ergreifen ist und was zu fliehn.

Zur Betätigung des Sittengesetzes:

Die Hauptsache ist, daß man lerne, sich selbst zu beherrschen.

Zu Jesus Christus:

Ich beuge mich vor ihm als vor der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit.

Ein zweites Wort:

Wie das Sittliche in die Welt gekommen? Durch Gott selber wie alles andere Gute. Es ist kein Produkt menschlicher Reflexion, sondern es ist angeschaffene und angeborene schöne Natur. Es ist mehr oder weniger den Menschen im allgemeinen angeschaffen, im hohen Grade aber einzelnen ganz vorzüglich begabten Gemütern. Diese haben durch große Taten oder Lehren ihr göttliches Innere offenbart, welches sodann durch die Schönheit seiner Erscheinung die Liebe der Menschen ergriff und zur Verehrung und Nacheiferung gewaltig fortzog.

Zum Gottesgedanken:

Wär nicht das Auge sonnenhaft,
die Sonne könnt es nie erblicken;
läg nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
wie könnt uns Göttliches entzücken?

Und ferner:

„Ich glaube einen Gott!" Dies ist ein schönes, löbliches Wort, aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden.

Zum Glauben:

Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt. Alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanze prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich niemand gern mit Erkenntnis des Unfruchtbaren abquälen mag.

Zum Christentum:

Wir sehnen uns nach Offenbarung,
die nirgends würdiger und schöner brennt
als in dem Neuen Testament.

Abermals zum Christentum:

Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will — über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen.

Zur Religion überhaupt:

In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
enträtselnd sich den ewig Ungenannten;
wir heißens: fromm sein!

Und ein andermal:

Zuversicht und Ergebung sind die echten Grundlagen jeder besseren Religion, und die Unterordnung unter einen höheren, die Ereignisse ordnenden Willen, den wir nicht begreifen, eben weil er höher als unsere Vernunft und unser Verstand ist.

Oberflächlich Urteilende sagen, der Weltkrieg „widerlege" die Religion. Wer tiefer denkt, der wird durch alles, was wir in diesen vier furchtbaren Jahren erlebt haben, keines der angeführten religiösen Goethe-Worte auch nur im geringsten erschüttert finden. Dagegen haben Millionen von Menschen vieler Völker und aller Bildungsschichten durch ihren freudigen Tod für ihres Vaterlandes Rettung, Ehre, Ruhm, Macht, Weltstellung in der denkbar stärksten Form dafür Zeugnis abgelegt, daß es etwas gibt, was mehr wert ist als das äußere Leben. Ist aber das Ideal der Vaterlandsliebe eine lebendige, unanfechtbare Wirklichkeit, so ist es das Ideal der Religion ebenfalls. Goethe nennt es „das Unerforschliche". Sein Faust antwortet auf Gretchens Frage: „Glaubst du an Gott?":

Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub ihn.
Wer empfinden
und sich unterwinden
zu sagen: ich glaub ihn nicht?
Der Allumfasser,
der Allerhalter,
faßt und erhält er nicht
dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest?
Und steigen freundlich blickend
ewige Sterne nicht herauf?
Schau ich nicht Aug in Auge dir,
und drängt nicht alles
nach Haupt und Herzen dir,
und webt in ewigem Geheimnis
unsichtbar sichtbar neben dir?

Erfüll davon dein Herz, so groß es ist,
und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
nenn es dann, wie du willst,
nenns Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
umnebelnd Himmelsglut. . . .
Es sagens aller Orten
alle Herzen unter dem himmlischen Tage,
jedes in seiner Sprache;
warum nicht ich in der meinen?

Gretchen kann in diesem tiefen Bekenntnis das buchstabengläubige, katholisch enge Christentum, das man sie gelehrt hat, natürlich nicht erkennen. Wir aber finden darin und in dem erhabenen Faust-Schlußwort: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis" den starken Trost und die große Zuversicht, die wir suchen: die Gewißheit, daß unser unvergleichlich größter Geist unser Führer auch auf dem schmalen, steilen Wege zu Gott ist, dem ewigen Ausgangs- und Mittelpunkt und Ziel alles Großen, Guten, Wahren und Schönen, vor dem all das Kleine, Schlechte, Verlogene und Häßliche, das sich heute in Deutschland und auf der ganzen Erde breitmacht, zunichte werden muß. „Das Reich muß uns doch bleiben!"

12. Goethe unser Führer zum deutschen Aufstieg.

„Über Gräber vorwärts!" ruft unser unvergleichlicher Meister uns zu. Er sprach das Wort beim frühen Tode des einzigen Sohnes. Wenige Tage nach Empfang der Trauerbotschaft hatte der 81jährige Dichter einen heftigen Blutsturz und schwebte selbst in ernstester Lebensgefahr. Aber noch war der „Faust" unvollendet, sein wundervolles Vermächtnis an das deutsche Volk. So zwang er denn jede Schwäche-Anwandlung nieder: „Hier kann allein der große Begriff der Pflicht aufrechterhalten, der Geist will, und der Körper muß." Der greise Goethe arbeitete ohne Wanken weiter

und brachte sein gewaltiges Lebenswerk, das uns ein wahres deutsches Evangelium wurde, zum Abschluß. „Über Gräber vorwärts!" Das gilt auch für das heutige Deutschland, das zwei Millionen seiner Besten im Felde, mehr als eine Million seiner Kinder und Alten durch den ruchlosen Hungerkrieg der englischen Völker-Erwürger verloren hat. Notwendig und darum trotz alledem unausbleiblich ist die Wiederherstellung der deutschen Macht und Ehre. Manche meinen, unsere wirtschaftliche Vernichtung mache unsere Lage hoffnungslos. Goethe ist vom Gegenteil überzeugt:

Gut verloren — etwas verloren;
mußt rasch dich besinnen
und neues gewinnen.
Ehre verloren — viel verloren;
mußt Ruhm gewinnen,
da werden die Leute sich anders besinnen.
Mut verloren — alles verloren;
da wäre es besser, nicht geboren.

Jedes einzelne Wort ein im höchsten Maße zu beherzigender Rat für uns, die Deutschen im Jahre 1920! Kein Zweifel, wir werden „neues Gut gewinnen", wenn wir alle einschließlich der durch die verruchten Hetzer verblendeten Arbeiter es endlich fertigbringen, uns auf unsere Lage zu „besinnen". Wir werden wieder „Ruhm gewinnen", weil die dazu erforderliche Kraft unverlierbar in uns steckt, und so das Urteil der Welt über uns gründlich verbessern. Die Hauptsache ist jetzt, Mut zu fassen und aller Verzagtheit endgültig abzusagen. „Feige sich ergeben," sagt Goethe, „ist mir das Verhaßteste." Und er mahnt uns:

Feiger Gedanken bängliches Schwanken,
weibisches Zagen, ängstliches Klagen
wendet kein Elend, macht dich nicht frei.
Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten,
nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen
rufet die Arme der Götter herbei.

Welche Tugend hierbei die erste Vorbedingung ist, sagt uns Goethe deutlich:

Jedem redlichen Bemühn
sei Beharrlichkeit verliehn!

Unsere zähe und beharrliche Arbeit und die dadurch erzielte gewaltige Ausbreitung unseres Wirtschaftsbereichs in aller Welt hat uns den niedrigen Handelsneid der Engländer zugezogen, die sich als die gottgewollten Herren der Erde betrachten und darum die geborenen Feinde aller Völker sind. An den Engländern zeigt sich die Wahrheit des Goethe-Wortes: „Der Haß ist ein aktives Mißvergnügen, der Neid ein passives; deshalb darf man sich nicht wundern, wenn der Neid so schnell in Haß übergeht."

Und da jetzt nach dem Kriege Engländer und Franzosen täglich in immer neuen Bekundungen und Betätigungen ihres unverminderten Hasses wetteifern, gilt es für uns, soweit wir nur irgend können, den weisen Rat unseres getreuen Eckart sorgsam zu beherzigen:

Der Neider steht als Folie des Glücks,
der Hasser lehrt uns immer wehrhaft bleiben.

In immer neuen Wendungen mahnt uns Goethe, daß es, „wenn uns der größte Verlust trifft", dann heißen müsse, „sogleich umherschauen, was zu erhalten ist, was uns zu leisten übrigbleibt". „Wer sich entschließen kann", sagt er, „besiegt den Schmerz. Seelische Leiden, in die wir durch Unglück oder eigene Fehler geraten, zu heilen vermag der Verstand nicht, die Vernunft wenig, die Zeit viel, entschlossene Tätigkeit hingegen alles. Und wenn nur Ordnung gehalten wird, so ist es ganz einerlei, durch welche Mittel." Es ist dringend zu wünschen, daß bald Leute, die sich auf den Standpunkt stellen, Ordnung zu halten, ganz einerlei, durch welche Mittel, in die Lage kommen, diesen Goethischen Satz bei uns zur Anwendung zu bringen.

Die entschlossene Gesinnung, welche die vaterländisch Gerichteten heute erfüllt und alle Deutschen mehr denn je erfüllen muß, war jederzeit die Gesinnung Goethes wie aller heldisch empfindenden Menschen. Als er im November 1775 den für sein ganzes Leben entscheidenden Schritt tat, dem Rufe nach Weimar zu folgen, schrieb er an seinen Freund Lavater: „Verlaß Dich. Ich bin nun ganz eingeschifft auf den Wogen der Welt – voll entschlossen: zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern, oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen." Aus dieser Empfindung erwuchs das wundervolle Gedicht „Seefahrt". Die Freunde sorgen sich, daß der Held, dessen Schiff vom Sturm gepackt ist, zugrunde gehen könnte.

Doch er stehet männlich an dem Steuer;
mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen:
herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
und vertrauet, scheiternd oder landend,
seinen Göttern.

Es wird nicht an solchen fehlen, die uns auf die scheinbare „Unmöglichkeit" hinweisen, angesichts unserer militärischen Schwäche, der Riesenmacht und Tücke unserer äußeren und inneren Feinde, des in der Verwirklichung begriffenen Erdrosselungsvertrages das Werk der Wiederaufrichtung Deutschlands ernstlich in Angriff zu nehmen. Goethe aber sagt: „Um das Unmögliche bis auf einen gewissen Grad möglich zu machen, muß sich der Mensch nur keck mit rastlosem Streben an das scheinbar Unmögliche machen." Und an anderer Stelle ist es, als spräche er zu unseren Braven, die $4^1/_4$ Jahre lang Tag und Nacht ihr Leben fürs Vaterland aufs Spiel gesetzt haben: „Der Mut verlernt sich nicht, wie er sich nicht lernt."

Am allerwenigsten wird der „den Mut (gegenüber mächtigen und gut zahlenden Landesfeinden!) lernen", auf dessen Verhalten in Deutschlands schwerster Zeit Hamlets Wort paßt:

O Schurke! Lächelnder, verdammter Schurke!
Schreibtafel her! Ich muß mirs niederschreiben,
daß einer lächeln kann und immer lächeln
und doch ein Schurke sein.

Nicht etwa der Herr, an den hier alle Leser denken, sondern ein „deutsch"-demokratischer, freundlicher Lächler und strebsamer Oberbürgermeister, neuerdings auch Abgeordneter, hatte, als ich in einer Versammlung die Hörer zum Mut und zur opferfreudigen Betätigung deutscher Gesinnung aufrief, die Stirn zu sagen, so etwas sei heutzutage „dumm". Der stets mit dem Strome schwimmende Herr, der einst, von der Sonne kaiserlicher Gunst beschienen, von Kaisertreue beinahe platzte, hätte, wenn er schon im Jahre 1808 gelebt hätte, die gleiche „Dummheit" auch dem mannhaften Johann Gottlieb Fichte vorwerfen können, der seine die Deutschen zur tatbereiten Deutschheit aufrüttelnden „Reden an die deutsche Nation" im alten Akademiegebäude in Berlin Unter den Linden hielt, während unten die französische Wachtparade vorbeitrommelte. Recht behalten hätte aber nicht der „kluge" Lächler, dem Vorsicht der

Tapferkeit besserer Teil ist, sondern der „dumme" Fichte, denn sechs Jahre darauf marschierten die Unseren als Sieger in Paris ein.

Allerdings, die „deutschen" Revolutionäre und – dank deren Hilfe! – die Feinde haben bis auf weiteres das deutsche Heer beseitigt, während in allen anderen Ländern der „Militarismus" besteht und verstärkt wird und neue große Kriege sich vorbereiten. Kant, den Goethe mit Recht „den vorzüglichsten" unter den Philosophen nennt, dessen Lehre in unsere Kultur „am tiefsten eingedrungen" ist, bemerkt: „Auf der Stufe der Kultur, worauf das menschliche Geschlecht noch steht, ist der Krieg ein unentbehrliches Mittel, diese noch weiter zu bringen, und nur nach einer (Gott weiß wann) vollendeten Kultur würde ein immerwährender Friede für uns heilsam und auch durch jene allein möglich sein." Wir dürfen heute hoffen, daß sich die alte Erfahrung wieder bestätigen wird, wonach die Räuber über die Teilung des Raubes, gerade wenn er groß ist, in Streit zu geraten pflegen. Der kommende Krieg zwischen unseren Feinden wird unsere Gelegenheit sein. Auch in den weiteren mageren Jahren, die auf die Kriegshungerjahre folgen, wird sich herausstellen, daß wir die alte preußische Befähigung, uns „großzuhungern", noch keineswegs verlernt haben:

Vieles wünscht sich der Mensch,
und doch bedarf er nur wenig.

Den Zweifelsüchtigen aber, die nicht an Wunder glauben wollen, gilt Goethes Wort: „Nur im Elend erkennt man Gottes Hand und Finger, der gute Menschen zum Guten leitet." Dies gilt ewig – nur wer sich selbst aufgibt, ist verloren. Ein noch so schweres Geschick kann den nicht niederwerfen, der sich mit eiserner Festigkeit aufrechterhält.

Epimenides, dem Erwachten, der ob des Anblicks der Kriegsverwüstungen verzweifeln will, rufen die Genien zu:

Komm! Wir wollen dir versprechen
Rettung aus dem tiefsten Schmerz:
Pfeiler, Säulen kann man brechen,
aber nicht ein freies Herz.
Denn es lebt ein ewig Leben,
es ist selbst der ganze Mann,
in ihm wirken Lust und Streben,
die man nicht zermalmen kann.

Wahrlich, eines der stolzesten, gewaltigsten Worte, die je ein Mensch gesprochen hat! „Die Hauptsache ist," sagt Goethe, unser herrlicher Führer, „daß man ein großes Wollen habe und Geschick und Beharrlichkeit besitze, es auszuführen; alles übrige ist gleichgültig." Und ein andermal: „Der Mensch, der Gewalt über sich selbst hat und behauptet, leistet das Schwerste und Größte."

Darüber tut Goethe zu Eckermann eine merkwürdige Äußerung. Er spricht von Napoleon, für den er ja sehr viel übrig hatte, da er ein Genie war – jedes Genie hat ein natürliches Verständnis für ein anderes Genie –, und sagt: „Die Pestkrankheit hat er wirklich besiegt, nämlich in Syrien, in den Hospitälern, und zwar um ein Beispiel zu geben, daß man die Pest überwinden könne, wenn man die Furcht zu überwinden fähig sei. Und er hat Recht. Ich kann aus meinem eigenen Leben als Tatsache erzählen, daß ich bei einem Faulfieber der Ansteckung unvermeidlich ausgesetzt war, wo ich bloß durch einen entschiedenen Willen die Krankheit von mir abwehrte." Kant, der mit Goethe unendlich viele Berührungspunkte hatte, hat in der Schrift „Von der Macht des Gemütes, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein", den gleichen Stoff sowohl philosophisch als vom Gesichtspunkt der Gesundheitspflege aus in allgemeinverständlicher, packender Fassung behandelt. Es ist in der Tat schon in zahlreichen Fällen gelungen, allein durch den Willen vieler Übel Herr zu werden. Ja, es ist unglaublich, was der sittliche Wille vermag. „Er durchdringt gleichsam, wie Goethe sagt, den Körper und setzt ihn in einen aktiven Zustand, der alle schädlichen Einflüsse zerschlägt. Die Furcht dagegen ist ein Zustand träger Schwäche und Empfänglichkeit, wo es jedem Feinde leicht wird, von uns Besitz zu nehmen. Das kannte Napoleon zu gut, und er wußte, daß er nichts wagte, wenn er seiner Armee ein imposantes Beispiel gab." Noch unlängst wurde z. B. im besetzten Gebiet durch die Tat bewiesen, daß der Wille unter Umständen sehr nützlich wirksam ist. Unsere braven Volksgenossen in der Rheinpfalz haben den nötigen Willen gehabt und es deshalb vermocht, ihren Kopf durchzusetzen gegenüber der französischen Frechheit und gegenüber den Schurken, die die deutsche Sache an die Franzosen zu verraten und zu verkaufen bereit waren.

Goethe predigt uns den unerschütterlichen Willen, das einzige, aber auch völlig ausreichende Mittel zur Wiederherstellung Deutschlands. Er zeigt uns auch den Weg zum Aufstieg: die Tat. Der Doktor Faust will den Anfang des Evangeliums Johannis in sein geliebtes Deutsch übertragen. Er grübelt darüber, wie der griechische „Logos" als der Schöpfer und Erhalter, der Urgrund und Kern der Welt zu übersetzen sei. Er verwirft die Wiedergabe durch „Wort", „Sinn" oder „Kraft" und entscheidet sich für die Übersetzung: „Im Anfang war die Tat." Dieser Satz enthält, wie wir gesehen haben, den Kern des ganzen Faust-Dramas, der größten und gewaltigsten deutschen Dichtung. Immer und immer wieder ruft uns unser großer Führer in feurigen Worten zur Tat auf: „Die Tat ist alles." „Tat allein füllt das Leben aus." „Die Tat ist überall entscheidend." „Nur die Lumpe sind bescheiden, Brave freuen sich der Tat." „Erholung reichet Müden jede Nacht genug; des echten Mannes wahre Feier ist die Tat." „Es ist nicht genug zu wissen: man muß auch anwenden; es ist nicht genug zu wollen: man muß tun." „Die Tat allein beweist der Liebe Kraft." „Der Worte sind genug gewechselt, nun laßt uns endlich Taten sehn!"

Hier ist es Zeit, durch Taten zu beweisen,
daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht.

Oder sollen unsere Frauen den Männern (wie Klärchen im „Egmont") zurufen können: „Ich habe nicht Arme, nicht Mark wie ihr; doch hab ich, was euch allen eben fehlt, Mut und Verachtung der Gefahr." Angesichts der unerhörten Schmach, die unserm Vaterlande Tag für Tag von den teuflischen Feinden zugemutet wird, muß sich heute hochherzigen deutschen Frauen und Mädchen die Frage aufdrängen, die Iphigenie aufwirft: „Hat denn zur unerhörten Tat der Mann allein das Recht?"

Sehr beachtenswert ist hier die Auffassung, die Pylades ebenda vertritt:

Mir scheinen List und Klugheit nicht den Mann
zu schänden, der sich kühnen Taten weiht.

Ebenso ist Goethes Wort wohl zu beherzigen:

Gar vieles kann, gar manches muß geschehen,
was man mit Worten nicht bekennen darf.

Denn mit Recht heißt es in der „Natürlichen Tochter": „Geheimnis nur verbürget unsre Taten." (Auch die feindlichen Staatsmänner haben, nachdem sie die alsbaldige „Abschaffung der Geheimdiplomatie" schwungvoll angekündigt hatten, ihre teuflischen Entehrungs- und Erdrosselungsmaßnahmen gegen Deutschland hinter verschlossenen Türen vorbereitet!) Persönlichkeiten in hervorragender Stellung geziemt es, den Anderen den Weg zu zeigen: „Ein gutes Beispiel macht die schweren Taten leicht."

Goethe steht mit solcher Gesinnung im allerschärfsten Gegensatz zu den „Intellektuellen" „deutsch"-demokratischer Prägung. Einer dieser Leute, der Elsässer Otto Flake, empfahl dieser Tage in einem „deutsch"-demokratischen Blatte die Lehre des Chinesen Laotse mit der folgenden bezeichnenden Begründung: „Es ist vor allem die Ablehnung der Tat, die Warnung vor der Überschätzung des Tuns, die dem Bedürfnis entgegenkommen."

So möchten uns jetzt unsere Feinde haben: in unser Schicksal ergeben, mit der dauernden Entfremdung unserer von uns abgetrennten 10½ Millionen Volksgenossen einverstanden, bereit, fortan in der Hauptsache nur noch für die großen Geldsäcke in London und Washington zu arbeiten, uns selbst mit einem Hungerlohn zu begnügen und die Knute, mit der die Feinde uns peitschen, zu küssen.

Die Feinde rechnen wie Goethes Thoas:

Zur Sklaverei gewöhnt der Mensch sich gut
und lernet leicht gehorchen, wenn man ihn
der Freiheit ganz beraubt.

Soll das von uns gelten? Wir wären ein ehrloses Gesindel, ein schmutziges Lumpenpack, wenn wir uns zu solchem Verhalten erniedrigten. Schmachvolle Unterwürfigkeit entehrt uns, erfahrungsgemäß ohne unsere Lage nur im geringsten zu bessern. „Wenn du dich selber machst zum Knecht, bedauert dich niemand, gehts dir schlecht." Die Feinde hassen uns so oder so und mögen uns nach Belieben weiter hassen. Goethe sagt treffend: „Der Haß schadet niemand, aber die Verachtung ist es, was den Menschen stürzt." Wen man verachtet, dem glaubt man alles zumuten zu dürfen. Wir werden die Verachtung, die uns heute (nicht ohne unsere Schuld!) von allen Seiten her bekundet wird, nur dann erfolgreich bekämpfen, wenn wir uns zur vaterländischen Tat aufraffen — jeder an seinem Platze, jeder dort, wo sich ihm Gelegenheit dazu bietet.

Es gilt, pflichtgetreu und unbekümmert um die verbrecherische Streikhetze zu arbeiten und nützliche Werte zu schaffen, den inneren Feinden Deutschlands unerschrocken entgegenzutreten, die Bestrebungen derer, die Deutschland den Deutschen zu erhalten, es also national, liberal und sozial wiederaufzubauen bemüht sind, mit aller Kraft und deutscher Zähigkeit in ihrer schweren Arbeit zu unterstützen, sich bei jeder Gelegenheit, namentlich auch im besetzten Gebiet, mit aller Offenheit zum Deutschtum zu bekennen und für die deutsche Sache mutig einzutreten, die ehrlosen Verräter, die elenden Weiber, die sich an die Feinde wegwerfen, zu brandmarken und zu züchtigen, kurz und gut stets und ständig deutsch zu denken, deutsch zu reden und deutsch zu handeln und sich durch keine Gefahr schrecken zu lassen. Es gilt an Goethes Wort zu denken: „Vergnügen sucht der Mann sich in Gefahren.“ Die Feinde sollen wissen, daß man die Deutschen „drücken, aber nicht unterdrücken“ kann, daß wir alle (wie Millionen von uns 1914–18) auch den Tod nicht scheuen, wenn unser Volkstum in Frage kommt.

Wer heute dem schweren Geschick seines Volkes gegenüber teilnahmslos bleibt, der ist ein ehrvergessener Wicht. Unsere Ehre, unser Recht, unser Besitz- und Wohlstand müssen wiederhergestellt werden. Aller Deutschen Richtschnur müssen Goethes Worte zum Preise der Tat sein, sowie das des Arbeiterdichters Heinrich Lersch, das jedem Deutschen ans Herz greift: „Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!“

13. Goethe gegenüber frechen Zumutungen der barbarischen Unterdrücker Deutschlands.

Die engverbundenen Engländer und Nordamerikaner, in deren Gefolge die Franzosen mitlaufen dürfen, sind im Begriffe, uns Deutschen das Schicksal der Iren, Ägypter, Inder usw. zu bereiten. Als Helfershelfer betätigen sich hierbei bestochene Schurken und solche, die als Schutzverwandte der goldenen Internationale auf ein gutes Unterkommen als Landvögte im Dienste des Angelsachsentums rechnen. Die in Deutschland so zahlreichen politisch blöden Kinder haben den klar zu Tage liegenden Sachverhalt noch immer nicht begriffen. Und

doch sind die angehenden Weltherrscher bereits dabei, mit Hilfe ihrer deutschen Soldknechte das deutsche Kapital, die deutschen Schiffswerften, Großbetriebe usw. an sich zu reißen. Das Land Goethes, Schillers, Kants und Beethovens rollt dem Abgrund der endgültigen Versklavung zu. Anscheinend unaufhaltsam! . . .

Wieder haben wir wie einst nach der Schlacht bei Jena die Todfeinde als Ausspäher, Aufseher und Henker im Lande. Wieder drängen und drücken sie uns aus Angst vor dem Wiedererwachen der unzerstörbaren deutschen Volkskraft. Wieder nutzen sie gegen uns die Macht, die sie dank deutscher Lässigkeit, Charakterlosigkeit und Verräterei über Deutschland erlangt haben, so aus, wie es von ihnen ihrer sittlichen Beschaffenheit gemäß zu erwarten ist. Wie verhielt sich Goethe unter gleichen Umständen?

Karl August von Sachsen-Weimar, 1806 als Preußens Bundesgenosse mitbesiegt, war, wie der fromme Menschenfreund J. D. Falk berichtet, auf Anordnung Napoleons „von allen Seiten mit Horchern, sogar an seiner Tafel umstellt“. Die amtlichen Stellen in Berlin und Erfurt hatten Falk den Inhalt der so entstandenen geheimen Polizeiakten mitgeteilt, und dieser hatte die daraus erwachsenen dreisten Forderungen der Franzosen in einer Denkschrift zusammengefaßt, die er eines Tages (wohl im Jahre 1810) Goethe in seinem Gartenhause vortrug.

Es sei bekannt, hieß es unter anderm in dieser Schrift, daß der Herzog von Weimar dem feindlichen General Blücher, der sich zu Hamburg mit seinen Offizieren nach der Niederlage von Lübeck in der größten Verlegenheit befunden, 4000 Taler auf Wechsel vorgeschossen habe. Ebenso wisse jedermann, daß ein preußischer Offizier sowohl im Militär- als Civilfach, deren Gesinnungen bekanntlich nicht die besten seien, für Frankreich etwas Beunruhigendes mit sich führe. Schwerlich werde es der Kaiser billigen oder jemals zugeben, daß man mitten im Herzen des Rheinbundes gleichsam eine stillschweigende Verschwörung wider ihn anlege. Sogar zum Hofmeister seines Sohnes, des Prinzen Bernhard, habe man einen ehemaligen preußischen Offizier, den Herrn von Rühle . . . gewählt; Herr von Müffling, ebenfalls gedienter Offizier und Sohn des preußischen Generals dieses Namens, . . . sei mit großem Gehalte in Weimar als Präsident eines Landeskollegiums angestellt; der Herzog stehe mit

ihm in einem vertrauten persönlichen Umgang; es sei natürlich, daß alle solche Verbindungen nur dazu dienten, einen ohnehin schlecht genug verheimlichten Groll gegen Frankreich zu nähren. Es scheine, daß man gleichsam alles absichtlich hervorsuche, um den Zorn des Kaisers, der doch manches von Weimar zu vergessen habe, aufs Neue zu reizen und herauszufordern. Unvorsichtig wenigstens seien die Schritte des Herzogs in einem hohen Grade, wenn man ihnen auch nicht geradewegs eine böse Absicht unterlegen wolle. So habe er auch den Herzog von Braunschweig, den Todfeind Frankreichs, nebst Herrn von Müffling, nach dem Gefechte von Lübeck zu Braunschweig auf seinem Durchmarsch besucht.

„Genug!" fiel Goethe, als Falk bis dahin gelesen hatte, ihm mit flammendem Gesichte ins Wort. „Was wollen sie denn, diese Franzosen? Sind sie Menschen? Warum verlangen sie geradewegs das Unmenschliche? Was hat der Herzog getan, was nicht lobens- und rühmenswert ist? Seit wann ist es denn ein Verbrechen, seinen Freunden und alten Waffenkameraden im Unglück treu zu bleiben? Ist denn eines edeln Mannes Gedächtnis so gar nichts in euren Augen? Warum mutet man dem Herzoge zu, die schönsten Erinnerungen seines Lebens, den Siebenjährigen Krieg, das Andenken an Friedrich den Großen, der sein Oheim war, kurz alles Ruhmwürdige des uralten deutschen Zustandes, woran er selbst so tätig Anteil nahm, und wofür er noch zuletzt Krone und Szepter aufs Spiel setzte, dem neuen Herrn zu Gefallen wie ein verrechnetes Exempel plötzlich über Nacht mit einem nassen Schwamme von der Tafel seines Gedächtnisses hinwegzustreichen? Steht denn euer Kaisertum von gestern schon auf so festen Füßen, daß ihr keine, gar keine Wechsel des menschlichen Schicksals in Zukunft zu befürchten habt? Von Natur zu gelassener Betrachtung der Dinge aufgelegt, werde ich jetzt grimmig, sobald ich sehe, daß man den Menschen das Unmögliche abfordert. Daß der Herzog verwundete, ihres Soldes beraubte preußische Offiziere unterstützte, daß er dem heldenmütigen Blücher nach dem Gefecht von Lübeck einen Vorschuß von 4000 Talern machte, das wollt ihr eine Verschwörung nennen? Setzen wir den Fall, daß heute oder morgen Unglück bei eurer großen Armee eintrete: was würde wohl ein General oder ein Feldmarschall in den Augen des Kaisers wert sein, der gerade so handelte, wie unser Herzog in dem vorliegenden Falle wirklich

gehandelt hat? Er muß so handeln! Ich sage euch, der Herzog soll so handeln, wie er handelt! Er täte sehr Unrecht, wenn er je anders handelt. Ja, und müßte er darüber Land und Leute, Krone und Szepter verlieren, wie sein Vorfahr, der unglückliche Johann, so soll und darf er doch um keine Hand breit von dieser edeln Sinnesart und dem, was ihm Menschen- und Fürstenpflicht in solchen Fällen vorschreibt, abweichen. Unglück! Was ist Unglück? *Das ist Unglück, wenn sich ein Fürst dergleichen von Fremden in seinem eigenen Hause muß gefallen lassen.* Und wenn es auch dahin mit ihm käme, wohin es mit jenem Johann einst gekommen ist, daß beides, sein Fall und sein Unglück, gewiß wäre, so soll uns auch das nicht irre machen, sondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn, wie jener Lukas Cranach den seinigen, ins Elend begleiten und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zueinander sprechen: das ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war, weil er den Herzog von Braunschweig, seinen Oheim, auf dem Todbette besuchte, weil er seine alten Waffenkameraden und Zeltbrüder nicht wollte verhungern lassen!"

Hier rollten Goethe (wie Falk berichtet) die Tränen stromweise von beiden Backen herunter; alsdann fuhr er nach einer Pause, und sobald er wieder einige Fassung gesammelt, fort: „Ich will ums Brot singen! Ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Liedern fassen! Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist; *die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden, und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf- und euch von dem euren heruntersingen! Ja, spottet nur des Gesetzes, ihr werdet doch zuletzt an ihm zuschanden werden! Komm an, Franzos! Hier oder nirgends ist der Ort, mit dir anzubinden! Wenn du dieses Gefühl dem Deutschen nimmst oder es mit Füßen trittst, was eins ist, so wirst du diesem Volke bald selbst unter die Füße kommen!* Ihr seht, ich zittre an Händen und Füßen. Ich bin lange nicht so bewegt gewesen. Gebt mir diesen Bericht! Oder nein,

nehmt ihn selbst! Werft ihn ins Feuer! Verbrennt ihn! Und wenn ihr ihn verbrannt habt, sammelt die Asche und werft sie ins Wasser! Laßt es sieden, brodeln und kochen! Ich selbst will das Holz dazu herbeitragen, bis alles zerstiebt ist, bis jeder Punkt in Rauch und Dunst davonfliegt, so daß auch nicht ein Stäubchen davon auf deutschem Grund und Boden übrigbleibt! Und so müssen wir es auch einst mit diesen übermütigen Fremden machen, wenn es je besser mit Deutschland werden soll."

Das ist das hohe Ziel, auf das wir alle jetzt die Blicke richten müssen. Goethes Egmont, unser vlämischer, niederdeutscher Bruder, ruft uns, als er in den Tod geht, zu: „Mein Blut und vieler Edeln Blut – es ward nicht umsonst vergossen. Schreitet durch! Braves Volk! Die Siegesgöttin führt dich an! Und wie das Meer durch eure Dämme bricht, so brecht, so reißt den Wall der Tyrannei zusammen, und schwemmt ersäufend sie von ihrem Grunde, den sie sich anmaßt, weg! . . . Und euer Liebstes zu erretten, fallt freudig!"



Druck: Otto Elsner, Berlin S 42

